

# PANHORAMA

POLITIK WIRTSCHAFT KULTUR

PREIS: 2,00 €

26. September 2012



## Kaufen für den Flohmarkt

Das Flohmarktgeschäft wächst wie kaum ein anderes, auch im Internet. Wie Altes nicht immer auf der Müllhalde landet verspricht Vorbild innovativer Produktherstellung zu sein. **Seite 12**

## Eine Partei wird geboren

Dass aus den Spionieren eine ernst zu nehmende Partei geworden ist, hat mehr mit der allgemeinen Politikverdrossenheit zu tun als sie selber glauben wollen. Vielleicht ein Segen, aber auf jeden Fall eine Chance! **VON HANS GROTT-BEAR**

Was kann man von einer Partei erwarten, in die so viel Hoffnung gelegt wird, dass sie schon kurz nach Ihrer Gründung in wichtigen Landtagen vertreten ist? Zuerst Niedersachsen und Hamburg und nun Bayern und Brandenburg – der Siegeszug der Spioniere scheint unaufhaltsam und ungebremst. Die etablierten Parteien haben es versäumt, das Internet für würdig zu erachten, zum Medium des politischen Diskurses aufzusteigen, und zudem machen sie sich des allzu leichtfertigen Umgangs mit Vertrauen und Sorgfalt schuldig. Das Internet, Lebensstempel einer ganzen Generation, die nun im Alter derer ist, die von jeher und in regelmäßigen Abständen politische Veränderungen bewirken, bildet paradoxerweise auch die Ursache für das Wiederaufkeimen alter Werte. Die Partei der Spioniere stellt die Systemfrage. Berechtigtermaßen, findet auch die Bevölkerung und sieht die Chancen für eine transparente Politik, in der direkt mitbestimmt werden kann. Mehr als gegen die Inhalte anderer Parteien richten sich die Spioniere gegen die Art und Weise, wie bislang in Deutschland Politik gemacht wurde. Ihrer Meinung nach gibt es eigentlich keine Politikverdrossenheit in der Bevölkerung, vielmehr grassiert Parteienverdrossenheit. Deshalb haben die Spioniere den aktuellen politischen Verhältnissen den Kampf angesagt und machen just den Modus der Bürgernähe zu ihrem eigentlichen Inhalt. Gepaart mit manchmal ungelinker Glaubwürdigkeit scheint die Front der Politik-Neulinge weniger aus Strategen mit Kalkül als vielmehr aus enthusiastischen Wetteiferern einer Bewegung zu bestehen, die geradliniger nicht sein könnte. Als Utopien verirrt Nerds mögen es diejenigen bezeichnen, die in konservativer Starre einem nicht mehr realen Zustand hinterhertrauern, der das Wort Zukunftsziel aus seinem Vokabular gestrichen hat. Veränderung geschieht, das steht außer Frage, welche Richtung sie aber einschlägt, hängt sehr viel von Mut und Vertrauen ab. Tugenden, die in der politischen Landschaft als höchste Güter rangieren und dabei immer wieder schändlich missbraucht wurden und werden. Etwas von beidem zurückzugewinnen, ist eine große Chance und das erklärtermaßen wichtigste Ziel der Spioniere.

Ungewöhnlich ist, dass auch etablierte Meinungsmacher und Politiker davon sprechen, die Spioniere nicht als zu belächelnde Randerscheinung abzutun. Das gehört wohl zum guten Ton, stärkt natürlich aber auch die Reputation beider Seiten. Das Fehlen wirklich politischer und programmatischer Inhalte wird zwar bemängelt, den-

noch kommt keiner umhin, den Siegeszug der Spioniere zu beklatschen – ob mit Respekt oder Ironie.

Nicht nur, dass sie es geschafft haben, politikverdrossene Bürger, die in gefährliche Lager abzudriften drohten, wieder ins Boot der Mitte-Wähler zu holen, auch wird der mit ihnen einziehende frische Wind einer Weiterentwicklung der Demokratie gelobt. Gleichzeitig fragt man sich jedoch, ob das mit der direkten Demokratie von ihnen wirklich ernst gemeint sein kann, dass also jeder wann und wie er will mitmachen kann, wann und wo sein Interesse geweckt wird. Der Spionier Mink antwortet: „Dass jetzt jeder Bürger über jedes Thema abstimmt, das ist kaum möglich und auch nicht wünschenswert. Es geht vielmehr darum, dass die repräsentative Demokratie mehr Elemente bekommt, die eine faktische Partizipation ermöglichen. Entschieden wird aber letztlich von den Abgeordneten, das ist auch bei den Spionieren so.“ Die sogenannte Protestpartei scheint im Grunde sehr gemäßigt daher zu kommen. Vielleicht sollte die Partei deshalb auch weniger auf den ihr zugeschriebenen prinzipiellen Widerspruchswillen reduziert werden, den die Spioniere übrigens selbst geringerschätzen. Was von manchen Hardlinern, auch in den eigenen Reihen der Spioniere, als wichtiges Aufmerksamkeitsmittel angesehen wird, ist für die Partei und ihr Programm richtigerweise nicht das Mittel erster Wahl, auch das muss ihnen zugute gehalten werden. Schließlich geht es ja gerade nicht mehr um außerparlamentarische Politik, sondern um die interne Veränderung gewachsener Strukturen, in denen rechtens ist, was kein Gegenstand grundsätzlichen Protests mehr ist. Die Spioniere sind systembedingt in der glücklichen Lage, neu ordnen zu können, und das mit effektiver Handhabe. Das Internet mit seinen Möglichkeiten hilft anfänglich, später werden die Instrumente für ein Weiterwirken mit der Zustimmung und dem Vertrauen der Wähler sicherlich ausgeweitet. Vorerst wird jedoch Transparenz die Parole der Stunde bleiben müssen.

Natürlich gibt das auch den restlichen Parteien Rückenwind, die ebenfalls auf den Zug Transparenz und Internet aufspringen, allerdings aufgrund ihrer Unbeholfenheit leicht ins Stolpern geraten. Ob ihre Weiterfahrt gelingt, bleibt ebenso abzuwarten wie die Entwicklung der Spioniere. Stehen wir kurz vor einer Neudefinition des Demokratiebegriffs oder werden wir Zuschauer eines weiteren, von technischen Möglichkeiten angestoßenen Anpassungsprozesses?

**Fortsetzung auf Seite 2**

## The Roof is on Fire ...

Das verheerende Feuer im Zentrallager des französischen Automobilzulieferers Brülures Matures bringt deutschen Unternehmen neuen Aufschwung. Brandstiftung kann nicht ausgeschlossen werden. **VON LISELOTTE BÜCHEN**

Brülures Matures deckt mit etwa 86 Prozent Zuliefereranteil den weitaus größten Teil der heiß umkämpften Branche ab. Deutsche Autobauer können es sich zunehmend nicht mehr leisten, in eigenen Betrieben Bauteile zu entwickeln und zu fertigen, die inzwischen von einer hochspezialisierten Sekundär-Industrie bis zur Perfektion ausgearbeitet wurden.

Das Problem aller Produktionsauslagerung ist nicht nur die wachsende Abhängigkeit, sondern auch eine deutliche Reduzierung der Zulieferer. Damit hat sich der Zulieferermarkt mehr und mehr monopolisiert. Brülures Matures ist zwar ein alteingesessener ehemaliger Familienbetrieb mit Sitz an der sonnigen Côte d'Azur, die Produktionsstätten hat der Global Player aber längst über die ganze Welt verteilt. Kleinteile für die Motorenherstellung aber auch Elektronik-Komponenten werden zu einem großen Teil in Asien und Südamerika produziert. Lediglich die Entwicklung von Autoreifen, das ursprüngliche Kerngeschäft des Unternehmens, findet noch in Frankreich statt.

Der Großbrand in den Hallen von Brülures Matures, bei dem auch Teile der Administration dem Feuer zum Opfer fielen, wird nachhaltige Auswirkungen auf die internationale Automobilwirtschaft haben. In Deutschland wird unter Lobbyisten mit vorgehaltener Hand von einem Glücksfall gesprochen. Andere gehen noch weiter

und insinuiert eine Brandstiftung der Profiteure. Welchen Vorteil hätte ein Konzern wie Meralda von einem Milliarden Schaden des wichtigsten Zulieferers? Eine Abhängigkeit existiert, keine Frage. Die jetzige Situation birgt aber auch neue Chancen und Möglichkeiten. Nachdem Meralda die Umstrukturierung der Werke in Eppingen und Waiblingen abgeschlossen hatte, ging man ab 1987 neue Wege in der Endfertigung von Personenkraftwagen und Kleintransportern. Die Produktion der sogenannten „nicht nennenswerten Minimalien“ wurde damit ganz aus dem Programm genommen und an Subunternehmer verteilt, und zwar mittlerweile vollständig an Brülures Matures. Der französische Industrieriese setzte sich dem berechtigten Verdacht aus, die Preise nach Gutdünken zu bestimmen. Will sich Meralda möglicherweise von dieser Fessel befreien und nimmt deshalb zunächst einen ebenfalls milliardenschweren Verlust in Kauf? Die Mittel dazu stünden dem baden-württembergischen Autobauer jedenfalls zur Verfügung, und mit seinem tragfähigen Know-How und den noch aktiven Minimalienwerken könnte sich Meralda schnell in der neuen Weltpitze etablieren.

Der enorme Rückhalt als Automobilgigant und Arbeitsplatzgenerator legt eine Unternehmensstrategie nahe, die sich in den perfiden Einzelheiten niemand ausmalen möchte. Alles unter einem Dach wäre dann doch wieder – quod erat demonstrandum – brandgefährlich.



## Die Roadkill-Mafia

Hunde und Katzen erzielen auf dem Schwarzmarkt mittlerweile horrenden Preise. Aus Holland und Belgien wächst ein Zweig organisierter Verbrechen herüber, der es auf vierbeinige Straßenopfer abgesehen hat. Doch zunehmend werden die Unfälle auch bewusst herbeigeführt. Die Täter sind bewaffnet und mit totbringenden Fahrzeugen unterwegs. Die Roadkill-Mafia verkauft die toten Tiere an Betriebe, die daraus illegal Tierfutter herstellen.

**Seite 13**

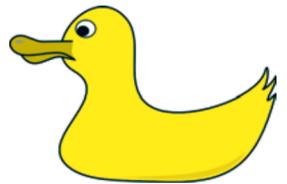
## Von Blatt zu Blatt

Was wir aus dem Reich der Pflanzen lernen und ableiten können, verspricht, mit ganz neuen Ansätzen die Ökonomie zu erforschen. Rolf Holzacker glaubt den Schlüssel für die grundlegende Veränderung von Wirtschaftsprozessen gefunden zu haben. Dieser könnte jedoch auch in die falschen Hände gelangen. Wenn Holzacker aber Recht behält, sucht sich das Gute seinen Weg, so wie in der Natur.

**Seite 10/11**

## Wir haben die Ente

Statt ihr schon im Vorfeld alles Wasser aus der Wanne zu schöpfen, hat es die Zeitungsenten diesmal bis auf unsere Titelseite geschafft.



## Wir trauern um Greta Apfel



Die jüngst verstorbene Schauspielerin Greta Apfel wurde einem breiten Publikum durch ihre Rolle als Marlene B. im Heimatfilm „Die Schneiderin“ bekannt. Gefeierts als der neue Shootingstar des deutschen Films spielte sie unter anderem in „Der große Karl“ und „An der Mühle“ die Hauptrollen.

Der internationale Durchbruch kam, als der Hollywoodregisseur Bob Ilza auf sie aufmerksam wurde. Mit dem Film „A Series of Dreams“ erlangte Greta Apfel Welt- und wird bis heute als cineastischer Exportschlager Deutschlands gefeiert. Als Mutter zweier Kinder, spätere Oma und Uroma verbrachte sie dennoch ein bodenständiges und genügsames Leben im trauten Ambiente der hessischen Wetterau.



Panorama 16114815181131

# POLITIK



Stephan Mink, Vorsitzender der Spioniere, empfängt unsere Redakteurin Jana Ferser in seiner Wohnung. Seite 7

Fortsetzung von Seite 1

## Der Einfluss der Parteien kann groß sein – wenn man sie nur lässt!

„In der Politik ist es nicht anders als beim Poker“, sagte einst Altkanzler Schleicher. Aus dem Kontext gerissen verstanden viele diese heikle Aussage zu Unrecht als das Zugeständnis eines machtvollen und korrupten, geldgierigen und spielwütigen Regierungssystems.

Recht haben diese Stimmen zwar allemal, aber Schleicher bezog sich in diesem Fall weder auf den damaligen Stifter-Skandal noch auf die Ruinenpleiten im Osten der Republik. Mit vielleicht etwas wehmütiger Einsicht erkannte Schleicher schon früh, dass die Erneuerung des politischen Habitus deutlicher in den Händen der Wähler liegt, als sie sich selbst zutrauen.

Wenn Schleicher der Sinn schon nach großen Vergleichen stand, hätte er besser nicht das verruchte Pokerspiel, sondern das etwas seriösere Roulette oder Black Jack anführen sollen. Vielleicht trifft aber der Vergleich von Politik mit einem Lotteriespiel Schleichers Aussage am besten – ein Glücksspiel für die Politiker wie auch die Wähler. Man kann eben nicht wissen wie es ausgeht. Wie es allerdings ausgeht, wenn ständig korrigiert und eingelenkt wird auf einem Kurs, dem das Navigationsziel von Wahl zu Wahl abhanden kommt, zeigt mittlerweile die Erfahrung, nämlich entschieden nicht gut.

**Jeder Anfang bringt Veränderung mit sich und die Karten werden neu gemischt.**

Die Spioniere stehen am Anfang eines Weges, der vielversprechend ist nicht aufgrund ihrer Inhalte, die man manchmal vergeblich sucht, sondern der Aufbruchsstimmung wegen, die sie in Gang gesetzt haben und verkörpern. In dieser Phase sollten einem Neuling keine Steine durch zu viel hartnäckiges Hinterfragen in den Weg gelegt werden. Der nötige Vertrauensvorsprung, der die Spioniere weiterbringen könnte, wird durch die Lehren der Erfahrung gefordert. Denn mit der kurzlebigen Hoffnung und dem bald darauf folgenden Misstrauen, mit dem sich seinerzeit Die Fahlen konfrontiert sahen, hat sich eine Partei letztendlich entzweit, die uns einmal hätte zeigen können, was ein Neuanfang bedeuten könnte. Wir haben es bei den Spionieren noch nicht einmal mit etwas völlig Neuem zu tun. Der Begriff des Neuen

stimmt zwar insoweit, als die Spioniere gerade erst in ihre Entstehungsphase eingetreten sind, aber der Entstehungsprozess selbst ist nicht nur in der Parteienlandschaft so alt wie der Kosmos selbst. In krisenhaften Zeiten scheint der Wunsch nach Veränderung stark mit der Hoffnung in das Neue einherzugehen. Genau darin liegt aber auch das Problem. Ist die Hoffnung zu groß, wird sie für die Beteiligten schnell zur nicht mehr tragbaren Bürde. Aufgrund des hohen Erwartungsdrucks von außen wird aus Hoffnung schnell ein Trauma für die Hoffnungsträger, das das angestrebte Ziel zusätzlich untergräbt – eine zukunftsgerichtete Veränderung des Lebens der Hoffenden. Das ist wie einem Neugeborenen die unbefriedigten Sehnsüchte der Eltern mit in die Wiege zu legen. Das Neue muss sich frei entfalten können, damit die Hoffnung nicht gleichfalls zur ständig aufgeschobenen und erneuerbaren, aber dennoch stets unerfüllten Hoffnung wird. Es ist unser ideelles Recht, uns der Vorstellung von einer besseren, ja neuen Zukunft hinzugeben, in der wir gemeinsam Rechenschaft ablegen, ohne zu einer ständigen Rechtfertigung des eigenen Alltagshandelns gezwungen zu sein. Das gilt für die Wählerschaft genauso wie für die Parteien selbst.

Die Spioniere haben es schwer, nicht weil sie am Anfang ihrer Existenz stehen, sondern weil eben dieser Anfang Erwartungen weckt, die dann möglicherweise zu schnell als nicht stillbare eingestuft werden. Die beste Voraussetzung für eine gelungene und eigenwesenorientierte Entwicklung ist und bleibt: Vertrauen. Dass Erwartung oft mit Vertrauen gleichgesetzt wird, ist die Krux. Es handelt sich dabei weit eher um Gegensätze, denn mit jeder Enttäuschung, die eine inhärente Komponente gelungener erfahrungsbasierter Entwicklung bildet, wird Vertrauen zunächst eingebüßt. Fällt es aber schon zu Beginn der Erwartung zum Opfer, wird es den Spionieren genauso ergehen wie den übrigen Parteien. Anpassung und die aus ihr resultierende Angst vor Abweichung wird Einzug halten und der Raum für die Freiheit, sich mit dem Prinzip von Versuch und Irrtum auf neue Pfade zu begeben wird enger und enger. Doch ist gerade diese heuristische Methode oftmals von Erfolg gekrönt und sei es nur durch das sich einstellende Wissen darum, was nicht funktional ist und sein kann. Diese Versuche sollten wir zulassen, auch wenn es schwer fällt die Ruder aus der Hand zu geben. In Wahrheit aber hatten wir doch bislang ohnehin nicht viel Einfluss: Ein Vertreter oder eine Partei wird durch uns gewählt, doch dann sind die Segel gesetzt und der Kurs bestimmt sich selbst – Ahoi!



## Bindemann wagt den Neuanfang

Kaum ein deutscher Politiker geriet seit der zweiten Allianz so sehr in die öffentliche Kritik wie Jacob Bindemann. Warum ihm trotz seiner Rehabilitierung der Politik-Zirkus über den Kopf wächst, scheint auf den ersten Blick unverständlich. VON LUDGER FÜRST

**W**ir kannten ihn als den „Unbeugsamen“, den „Smarten mit hartem, aber gerechtem Kern“. Als Freikämpfer der neuen Ost-West Politik betratte ihn Das Fenster. Von solcher Art Lobgesänge ist nach der zweiten Allianz im allgemeinen Medienecho nun kaum noch etwas zu vernehmen. Darin klingen vielmehr noch die bitterbösen Beschuldigungen einer Opposition nach, die sich einmal mehr über eingetroffene Vorhersagen freuen kann. Bindemann, der ehemalige DCP-Star, fällt aus dem Politikhimmel, aber er fällt sanfter als erwartet.

Zunächst war da der Skandal um die hinterzogene Steuerlast. Bindemann konnte sich glaubwürdig verteidigen, jedoch nicht ohne heftige Vertrauensseinbußen in der Wählerschaft. Dass die zweite Allianz der Bundesregierung eine weitere Legislaturperiode verschafft hat, ist mitnichten allein das Verdienst der Kanzlerin, sondern gerade der damalige Justizminister Bindemann trug mit seiner „Flunker-Rede“ einen wesentlichen Teil dazu bei. Am Ende hat das ihm das politische Genick gebrochen.

Was von einem Politiker erwartet wird, muss kaum diskutiert werden. Es geht schlicht um die allgemeinen Grundtugenden, beschrieben in einem seit fast 3000 Jahren gewachsenen kanonischen Katalog der religiösen, philosophischen und gesellschaftlichen Vorstellung vom guten Menschen. Die Begriffe Gebot und Verbot scheinen hier einen Konsens zu bilden, der ausnahmsweise nicht nur partei- und staatenübergreifend geteilt wird, sondern auch alle ethnischen und religiösen Identitäten umgreift. Diese Einigkeit verbindet aber nur sehr oberflächlich, denn die Gut-Böse-Dichotomie ist zu universell und verschieden auslegbar. Ein Gut-Mensch soll der Politiker sein,

ebenso wie die Mutter, der Vater, Lehrer, Pfarrer, Polizist, Freund und Feind. Der Mensch soll zum Menschen werden, und zwar zu einem guten.

Jacob Bindemann ist Politiker mit Leib und Seele, aber ebenso auch Mensch. Die Frage nach dem Guten und dem Bösen, so die herrschende Meinung, sollte zwar, kann aber letztlich nicht nach amtlicher Funktion und fundamentalontologischer Existenzweise getrennt werden. „Homo homini lupus“, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf – und der Politiker ist dem Menschen und dem Politiker ein Wolf.

**Das Richtige wäre, dem Menschen Vertrauen entgegen zu bringen**

Im März 2007, nach Bindemanns historischer Rede über die ehemals geplante Perzeptionsverteidigung, gab es zunächst heftigen Aufschrei in den Reihen der DCP. Bindemann solle sein Amt unverzüglich niederlegen – und er tat dies. Genau genommen, das wusste damals vor allem die Opposition, war es Bindemann selbst, der über seinen Ausstieg aus der Politik entschied. Der angedachte Zeitpunkt seines Rücktritts sollte kurz nach der Landtagswahl in NRW am 1. April sein. Diese Geste war Bindemann seiner Partei schuldig, so hätte man denken können. Die Parteispitze drängte ihn jedoch schon Mitte März aus seiner Position und erreichte genau das, was intendiert war: die Wiederwahl. Erwin Hukkelbein nannte das einen „miesigen Schachzug“, bei dem Bindemann das Bauernopfer sei. Mieser als der Schachzug selbst sei die Opferrolle Bindemanns als unwichtige und austauschbare Figur in diesem „Spiel“. Zu kurzfristig handelte die Regierung mit dem forcierten Rausschmiss. Bindemann hätte der DCP in vielerlei Hinsicht noch nützen können. Eine, wenn auch nur funktionale, Rückkehr kann jedoch auch heute noch ausgeschlossen

werden. Was aber spricht eigentlich dagegen? Sitzt die Enttäuschung wirklich so tief? Weder Enttäuschung noch verletzte Eitelkeit tragen hier Schuld, einzig die Erwartungshaltung von uns Wählern machen das Mögliche unmöglich. Dabei wäre Bindemann jetzt genau der Richtige. Kein anderer Politiker hat so tief verwurzelte Beziehungen zur Wirtschaft auf der einen und gleichzeitig so viel Verständnis für die Freisinnigen auf der anderen Seite. Bindemann hätte alle Chancen, sich an richtiger Stelle für eine ausgeglichene Sozialreform, die strukturelle Arbeitsplatzverteilung und für den schon so oft geforderten Marktrausch einzusetzen. Anton-Elvin Bockelrott bezeichnete Bindemann als den größten Hinterhalt der DCP, den sie mit größter Sicherheit verlieren werde, falls ihm nicht ein Maximum an Vertrauen entgegen gebracht würde. Auf Vertrauen muss Bindemann nach den jüngsten Ereignissen verzichten und wird wohl gezwungen sein, die Fronten zu wechseln: nicht in der Politik, sondern in die Wirtschaft. Bei Hortil und Barth ist man schon lange auf Bindemann aufmerksam geworden. Hier scheinen die Fußtritte der Parteispitze eine nur allzu willkommene Abwechslung zur durch Korruption verursachten Tieflage der Marktsituation zu sein. Mit dem neuen Gesicht an der Spitze hätte der Multikonzern ein Ass im Ärmel, das nicht nur ILK ausstechen könnte.

Dass Bindemann im letzten Jahr seine Autobiografie „Schieflage – Knall und Fall“ veröffentlichte, dürfte die wenigsten verwundert haben. Dass es tatsächlich sein zweiter Roman war und, dass es dieser in nur zwei Wochen auf die Bestsellerlisten schaffte, war aber ebenso überraschend wie der brennende Inhalt des Werks, über den in der Folge noch heftiger debattiert wurde als über das verlorene Kind der Lableu Fraktion.

Mach mal Pause!

Im schönen Land der Wikinger



# Tempolimit wird ausgebremst

Seit die ersten Autos produziert wurden, sind sie auch kontinuierlich schneller und leistungsstärker geworden. Das ist nicht nur eine Entwicklung, die den steigenden Anforderungen der Fahrer, sondern insbesondere ökonomischen Interessen geschuldet ist. VON HARTMUTH SCHLEHE

**D**ass unser Parlament erneut die Gesetzesvorlage zum Tempolimit abgewiesen hat, gibt zu einigen allgemeinen Überlegungen Anlass: Der Anspruch an unsere Automobile hat sich verändert. Wir wollen uns nicht mehr nur schnell, sondern auch noch sicher, bequem, parklücken-

freundlich und geländetauglich fortbewegen und natürlich soll unser liebstes Kind, das Auto, auch wenig, wenn möglich gar keinen Sprit verbrauchen. Das Problem liegt damit in der Sache selbst, denn einige dieser wunderbaren Eigenschaften schließen sich gegenseitig aus. Auch wenn der automobiler Energiebedarf durch innovative Technik stetig abnimmt, absolut wird er dennoch immer mit dem Gewicht der Autos wachsen. Und mit dem Gewicht wächst auch die Sicherheit und zugleich der Komfort, denn schwerer ist gleich größer und höher, geräumiger. Sicherheitskriterien kommen also vor allem auf der Seite der großen und starken Autos zu liegen – und diese werden immer mehr. Wirft man einen Blick auf den aktuellen Flottenverbrauch deutscher Automobilhersteller wird schnell klar, dass das Argument des Spritverbrauchs, trotz Ressourcenknappheit und Klimawandel, kein gutes und verkaufsförderndes sein kann. Oder doch?

Tatsächlich ist der vermeintlich geringe Spritverbrauch ein durch rhetorische Tricks effektiv eingesetztes Mittel in der Werbung, wenn beispielsweise von Energieeffizienz, Verbrauch pro Kg oder, der Höhepunkt des absurden Theaters, auch von niedrigem Ölverbrauch die Rede ist. Damit wäre

jeder Panzer das Ökofahrzeug Nummer 1! Was produziert wird, so wollen es die bislang unwiderlegten Gesetze der Marktwirtschaft, entscheidet letztlich immer der Konsument. Zwar nimmt sein Wille manchmal den langen Umweg über die Politik, doch merkt er das selbst meist gar nicht.

Wir wollen anscheinend große, d.h. geräumige, bequeme und auch schnelle Autos, denn ansonsten gäbe es sie ja nicht. Was groß und schnell ist, ist aber auch teuer. Das wollen wir zwar nicht unmittelbar, aber der Produzent will das, denn er zuerst profitiert von unseren Wünschen. Durch Autowerbung wird die menschliche Sehnsucht danach, „das Unmögliche möglich zu machen“, geweckt. Und natürlich wird uns der Produzent diese Sehnsucht gerne und entgegenkommend, zu entsprechenden Preisen, erfüllen.

**Wer aber braucht diese rasanten Autos und kommt man damit wirklich schneller ans Ziel?**

Tatsächlich haben weniger als 0,01 Prozent aller Deutschen Fernpendler Fahrstrecken zwischen 300 und 800 Kilometer. Noch dazu nutzen zwei Drittel von ihnen die Bahn oder fliegen gleich: Umso länger die zu pendelnde Strecke, desto weniger wird das Auto genutzt.

Wer nun die Strecke München – Hamburg mit durchschnittlichen 200 km/h schaffte, hätte die ca. 800 km in vier Stunden hinter sich gebracht. Acht Stunden benötigte derjenige, der nur 100 km/h konstant fährt. Immerhin also eine hundertprozentige Zeitersparnis. Allerdings lässt sich diese einfache

Rechnung nicht ohne weiteres auf die Realität übertragen.

Die Durchschnittsgeschwindigkeit ergibt sich eben immer nur aus den gefahrenen Kilometern in Bezug zur benötigten Zeit. Wer 100 km in nur einer Stunde zurücklegen will, muss rasen. Zwar hat er gute Chancen, auf einer freien Autobahn Zeit zu gewinnen, aber ist das wirklich viel? Schon 10 km innerörtliche Verkehrswege oder auch Landstraßen senken den Geschwindigkeitsschnitt erheblich. Kommt dann noch eine Baustelle hinzu, kann nur von Glück reden, wer die 100 km in einer Stunde schafft. Das Ganze wird umso schwieriger, geht es um höhere Durchschnittsgeschwindigkeiten. 200 km/h im realitätsnahen Schnitt erreicht zu Lande nur der ICE, allerdings auch nur zwischen zwei Stationen gemessen. Ein fünfminütiger Aufenthalt senkt die Durchschnittsgeschwindigkeit bereits wieder auf unter 200 km/h trotz zeitweisen Höchstgeschwindigkeiten von über 400 km/h.

**Wir sitzen einem Paradoxon auf, können aber gut damit leben.**

Hohe Geschwindigkeiten im Straßenverkehr machen sich nur auf sehr langen Strecken bemerkbar, die werden aber kaum und nur unregelmäßig gefahren. Somit kann die erwähnte Strecke zwischen München und Hamburg bei durchschnittlichem Verkehrsaufkommen laut EDAC trotz Höchstgeschwindigkeiten von bis zu 280 km/h nicht unter 5 ½ Stunden bewältigt werden. Dabei steigt der Verbrauch im Vergleich zu einer Fahrt mit Höchstgeschwindigkeit von 130 km/h allerdings um 80%

an. Der langsamere Fahrer ist nur eine Stunde länger unterwegs, entlastet seinen Geldbeutel aber enorm – und die Umwelt dazu.

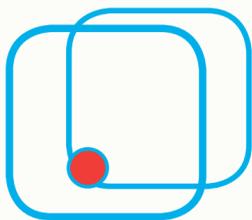
Auch wenn die Todesrate und die Zahl der Schwerverletzten im Straßenverkehr in deutschen Unfallstatistiken in den letzten Jahren deutlich gesunken sind, steigt die Zahl der Verkehrsunfälle weiterhin an. Dass Autofahrer weniger oft in einem Verkehrsunfall zu Tode kommen, liegt am besagten gestiegenen Sicherheitsaufwand neuer Autos. Dass es aber trotzdem zu mehr Unfällen kommt, liegt an der Schnelligkeit dieser Autos. In Hinsicht auf die Todesarten hat sich die Statistik auch nicht verändert, die meisten Opfer kommen infolge von hoher Geschwindigkeit zu Tode. Das heißt im Klartext: Die schnelleren Autos führen zu mehr Unfällen und steigern den allgemeinen Spritverbrauch. Das Paradoxon: Weil sie aber auch sicherer geworden sind und dabei sogar die „Energieeffizienz“ gestiegen ist, können wir gut damit leben – im allgemeinen und gesetzlich abgefederten Geschwindigkeitsrausch. Welche Risiken die hohen Geschwindigkeiten im Straßenverkehr wirklich bergen, wird beim Blick auf ausländische Unfallstatistiken schnell klar. Repräsentativ sind da Länder mit allgemeinem Tempolimit und ähnlichen Straßenverhältnissen, wie sie in Deutschland herrschen, also der größte Teil des restlichen Europas. Auffällig ist nicht nur, dass dort weniger Unfälle passieren, sondern dass über 90 Prozent aller verkehrsbedingten Todesopfer oder ihre Verursacher sich tatsächlich einer Geschwindigkeitsüberschreitung schuldig gemacht haben.



Das waren noch Zeiten. Der Slogan einer DWK-Werbung von 1956: „Die Hauptsache ist, anzukommen!“

**Bei mir geht es ab jetzt nur noch bergauf!**

MONO BANK



# Die Flegeljahre sind vorbei!

Konflikte, Wirren und Aufstände – die Nahost-Hochspannung wird zum Militärkollaps. Walther interveniert durch Zurückhaltung. VON PAOLA QUITTEL



Foto: Jens Meyerhöfer

**W**as gehen Adela Walther die Unruhen in Liba an? Um einer Konfrontation mit dem Iru auszuweichen, hält der Westen sich bislang mit Interventionen zurück. Ein Eingreifen ließe außerdem noch befürchten, das angespannte Verhältnis zu Machtführer Masschid weiter zu gefährden. Auch das militärische Risiko wird als zu hoch eingeschätzt. Untermuert und zugleich umhüllt wird die allgemeine Interventions-skepsis von dem wachsenden Interesse an nachhaltiger Außenpolitik. Die Vorstellung von weltweiter Vereinheitlichung, gestärkt durch globale Netzwerkstrukturen und das Schwinden von militärischer Gewaltakzeptanz in der Bevölkerung, mag für Adela Walther ein Beweggrund ihrer Zurückhaltung sein. Weit wichtiger jedoch ist, dass sie sich von Beginn an an die Spitze dieser Bewegung gesetzt hat. Das ist jedoch kaum bekannt.

Die Bundeskanzlerin gehört zu denjenigen in der Politik, die man selten über Bescheidenheit in Machtfragen reden hört. Umso erstaunlicher ist die Tatsache, dass Deutschland eigentlich von einer pazifistischen Kanzlerin regiert wird. Das ist wahr.

Eine ganze Weile ist es bereits her, als Adela Walther unbeirrt von den dama-

ligen Ereignissen auf die oppositionelle Richtung zur offensiven Kriegsführung im Nahen Osten einschwang. Was man damals kaum für möglich gehalten hat und auch heute kaum zu glauben wagt, ist nun Wirklichkeit geworden. Als Gerrit Schrader im Dezember 2001 nur mühsam mit Hilfe der Vertrauensfrage seine Bündnispartner zu sich ins Boot holen konnte, war auch die DCP erleichtert. Dadurch wurde zwar der Wüstenkampf-Einsatz erst möglich, aber vom Zwang zu weiteren Kriegsführungen blieben deutsche Soldaten verschont. Zwei Jahre später war es die Kanzlerin selbst, die ihr Misstrauensvotum in der erstmals angestregten Stimmrechtszählung in Anspruch nahm. Als regelrecht gehirngewaschen bezeichnete Gerrit Schrader die damalige Ministerin Adela Walther. Die Empörung Schraders bezog sich dabei weniger auf die Gesinnung, sondern auf den scheinbar abrupten Kurswechsel der heutigen Kanzlerin. Eine wirkliche Gegenposition musste Walther aber kaum einnehmen, denn nicht nur in der Koalition stießen ihre Appeasement-Ab-sichten auf Widerhall.

Echte konservative Gesinnung muss eben bei einem so heiklen Thema auf der Strecke bleiben. Ob das zwangsläufig so sein müsse, wurde zwar bis zur Wiederwahl stetig und heiß debattiert, stößt aber mittlerweile kaum noch auf politisches Interesse. Für Walther stellt sich die heutige Situation wohl als eine durch Korruption und Machtgier verfahrenne Zwangslage dar. Nachträglich wird von ihr mit eingefordertem Wohlwollen auch der abseitigste Entscheid ins rechte Licht gerückt.

Die Akzeptanz für friedensstiftende Maßnahmen hat sich, vielleicht auch durch die Eindrücke

aus den Kriegen im Irak und in Rußland, bei einer gemäßigten Wählerschaft durchgesetzt, die jetzt die strategische Bedeutung von Nachhaltigkeit militärischer Operationen zur Stabilisierung in ihren Grundfesten wankender Länder erkannt haben. Die zahlreichen Nachkorrekturen ihrer Meinung werden von Walther weder ihrer Partei noch der Öffentlichkeit gegenüber thematisiert. Das gleiche Prinzip gilt übrigens auch für den klangheimlichen Ausstieg aus dem Reformklimin. Als das Gukhuf-Regime seinem Ende entgegen ging, war Bindemann, der seine diesbezüglichen Verdienste nie ausstellerisch vor sich her getragen hat, schon fast eine ausrangierte Figur. Walther nutzte die kurzfristig sich bietende Chance und äußerte nun konkrete Einwände und Vorschläge, vor allem die Außenministerrolle neu zu definieren. Mehr noch als mit dem offensichtlichen Mobbing Bindemanns konnte Walther schließlich mit den Wirren im Nach-Gukhuf-Irak ihre Position stärken. Und das tat sie ganz im Sinne der DCP.

**Mit jeder Reifung geht Einsicht, vielleicht sogar Weisheit einher.**

Bei genauerem Hinsehen kann man bei den meisten Politikern einen ähnlichen Verlaufsweg beobachten. Meist in noch jungen Jahren mit einem stark basisorientierten Kampfgeist auf der politischen Bühne aufgetreten, muss man sich auf ihr früh behaupten. Die darauffolgende Unterwerfung unter die Gesetze der Ochsentour und der treulose Verrat an der eigenen Person kann im Rückblick nur mit der von langer Hand geplanten Umsetzung höherer Ziele

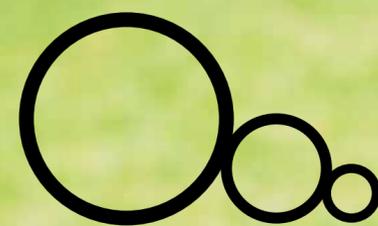
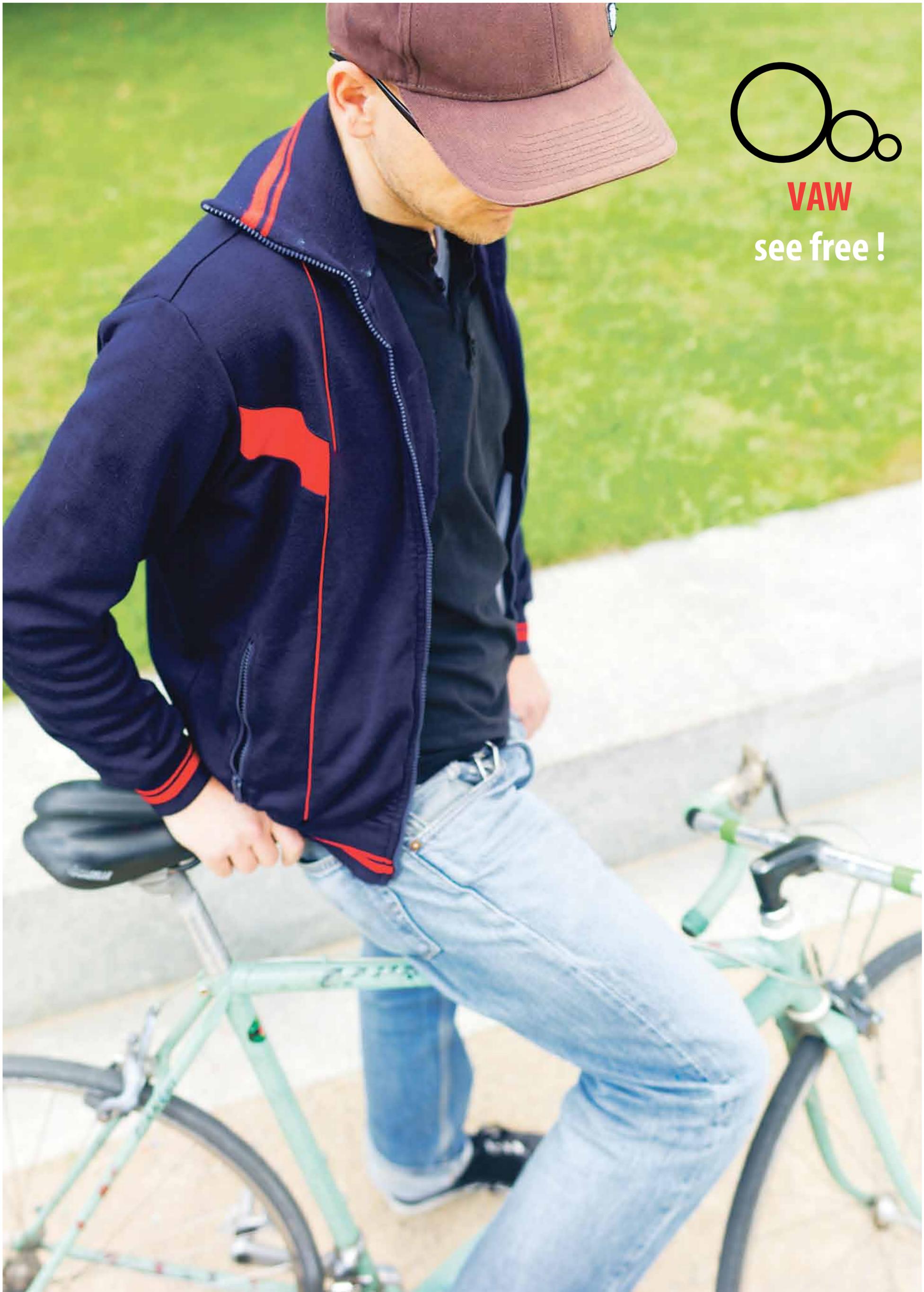
gerechtfertigt werden. Was fast alle Politiker tun. Je höher die eigene Reputation, desto eher finden sich erfolgreiche Politiker auf ihren seit jeher ureigenen Pfaden wieder. Dann sinkt das Risiko, die feste Positionsverankerung zu verlieren und es steigt die Chance, die unverhüllten eigenen Interessen durchsetzen zu können.

Entwicklungspsychologisch betrachtet befindet sich die Regierung zur Zeit in einer Pubertätsphase, die vor allem durch die duckmäuserische Haltung der Parteimitglieder besonders scharf hervortritt. Die Kanzlerin hat in ihrer Funktion nicht die Mittel, das Unbehagen restlos zu beseitigen, allein die Möglichkeit menschlicher Zuwendung bleibt ihr noch. Es liegt an ihr, diese Möglichkeit nun auch umzusetzen. Die Wähler werden sich schwerlich noch einmal täuschen lassen, das wissen die Oppositionsführer genauso gut wie Walther. Es hieß für Sie schon einmal: auf den Zug der Friedensstifter aufspringen und Glaubwürdigkeit einbüßen oder ihn vorüberziehen lassen und im Unmut zurückbleiben. Nach dieser ersten Phase des Erwachsenwerdens folgen nun die innerparteilichen Unruhen einer endlich in die Pubertät gekommenen Regierung. Jetzt muss sie sich behaupten, um überhaupt am Leben zu bleiben.

Fritz Blunn glaubt an eine Erneuerung durch Rebellion: „Ganz im Sinne einer adoleszenten Aufbruchphase mit Risikobereitschaft und Abenteuerlust“ sieht Blunn die neuen Verhältnisse in den entzweiten Reihen der Machtoberen. Die Zeit zwischen Kindheit und Erwachsensein mag für viele die vielleicht wichtigste Lebensphase ausmachen. Die meisten Weichen werden, wohl wahr, sehr viel

früher gestellt, jedoch beginnt mit dem Ende der Kindheit eine radikale Umgestaltung im Umgang mit Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Auch wenn die landläufige Bedeutung zumeist etwas anderes meint, beschreibt der Begriff der Pubertät streng genommen die Geschlechtsreife. Die Regierung befindet sich also in der Geschlechtsreife, genau darum geht es. Nun ist die Zeit gekommen, in der auf Zusammenarbeit nicht mehr verzichtet werden kann. Es liegt nicht mehr nur an den parlamentarischen Kräften und noch weniger an der Kanalisierung wirtschaftlicher Einflüsse. Die Geschlechtsreife, die so viele Unruhen mit sich bringt, birgt aber auch Hoffnung, denn mit jeder schmerzlichen Reifung geht Einsicht, ja vielleicht Weisheit einher. Was an Naivität und utopischer Kraft verloren geht, steigert Vernunft und Weitsicht – und damit die Reflexion auf real existierende Utopien.

Vielleicht instrumentalisiert Walther das Wissen um die umbruchhafte Phase ihrer Partei und nutzt den Aufruhr als Schild vor langfristigen Weichenstellungen. Vielleicht sind es aber auch die Medien selbst, die ihr diese Entwicklungsperiode zuschreiben, um eine Veränderung zu provozieren. Das wiederum wäre mit dem sensationsgeilen Selbstzweck der Boulevardpresse zu erklären. Wie einst Aki Hopp sagte: „Willst du sie Fallen sehen, stell ihnen ein Bein!“ Walther wird wieder aufstehen, das sie das kann, hat sie bewiesen. Ob sie Pazifistin genug ist, ihre Grubengräber zu verschonen wie den Iru, das hängt mehr vom Erreichen des Lernziels nachpubertärer Affektkontrolle ab als von menschenlinden Ansichten.



**VAW**

see free !

~

# Anreiz für Familiengründung

## Ein Dorf in Bayern zeigt, wie es geht

VON SILA CELIK

Nach einem Entwurf des Ministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) soll es künftig deutlich gesteigerte finanzielle Vergünstigungen und Zusatzbezüge für junge Familien geben. Familienministerin Niederkunft gab in der gestrigen Parlamentsdebatte über Kinder- und Elterngeld zu bedenken, dass auch die Wirtschaft ein langfristiges Interesse daran haben müsse, sich an der Elternunterstützung zu beteiligen. Niederkunft betonte außerdem die Wichtigkeit einer rückwirkenden Vergütung bis einschließlich 1997. Der Leistungsanspruch solle dabei für alle Elternteile gelten und je nach Alter und Anzahl der Kinder gestaffelt werden. Die Fiskalbelastung der Wirtschaft müsse allerdings über Umwege stattfinden, um sich nicht unmittelbar konkurrenzbremsend auszuwirken. Ein probates Mittel hierfür sieht Niederkunft in einer ebenfalls rückwirkenden Steuerbelastung deutscher Unternehmen, die mit der Umweltsteuer zu koppeln sei und je nach Ambientverhalten gestundet oder reduziert werden könne, verbunden mit der Einführung einer Reichensteuer.

Das der Kinderwunsch nicht nur von privaten Vorlieben, sondern in hohem Maße auch vom Einkommen der Eltern abhängt, beweist das Dorf Klein-Garmenau in Niederbayern. Als gegen Mitte des 19. Jahrhunderts der Großfürst zu Aurich die aus Klein-Garmenau stammende Judith Feldweber zur Frau nahm, führte ihn die ungünstige Rekrutierungssituation in der kinderarmen Gemarkung zu weitreichenden Entscheidungen. Bereits zu Lebzeiten und bis auf unbestimmte Zeit in seinem Testament verankert, ließ Aurich allen Nachkommen in Klein-Garmenau ein „Taschengeld“ zukommen, das dem fünften Teil des elterlichen Einkommens entsprach. Die noch vorhandenen Aurichschen Liegenschaften werden inzwischen von einer Stiftung verwaltet, die nach wie vor zu Monatsbeginn das gleich dimensionierte Taschengeld ausbezahlt, mit der Folge, dass die Bevölkerungswachstumsrate in Klein-Garmenau seit 1900 mit 5,6 Prozent superexponentiell ansteigt. Die sukzessive Aufstockung des Stiftungskapitals finanziert sich alleine durch Privat Spenden aus Klein-Garmenau und Umgebung. Was daraus zu lernen ist, kann nicht sein, dass Geld glücklich macht, sondern dass Geld glücklich macht, weil man mehr Kinder haben kann.

Region genügend Kindertagesstätten und Bildungseinrichtungen gibt. Die Geschlechterrollen sind seit etlicher Zeit einem beschleunigten Wandel unterworfen und erfordern zunehmend neue Konzepte für die politische Schwerpunktsetzung. Familie und Beruf sollten sich, vor allem für Frauen, nicht länger gegenseitig ausschließen. Wenn beide Elternteile arbeiten und sich im Beruf verwirklichen wollen, ist vor allem eine vertrauenswürdige Betreuung der Kinder erforderlich. Dass die Ministerin diesen Aspekt in ihrer Rede völlig ausklammerte, sorgt nicht nur für Kritik aus den Oppositionsparteien, sondern auch aus den eigenen Reihen sowie der Bevölkerung.

Gerade junge, in Großstädten wohnende Akademikerinnen mit Kinder- und Berufswunsch echauffieren sich über das anachronistische Frauenbild Niederkunfts. Der einstimmige Einwand von dieser Seite: Neben dem Wunsch, sich in der Karriere selbst verwirklichen zu wollen, geht es auch oder vielleicht gerade darum, Kinder so früh wie möglich in ein soziales Netzwerk einzugliedern, um so ihre gesellschaftlichen Kompetenzen zu fördern. Dass man dabei nicht nur an sich denkt, zeigt die Tatsache, dass gerade für Kinder aus sozial und wirtschaftlich benachteiligten bildungsfernen Milieus eine frühe soziale Eingliederung der einzig gangbare Weg zur Chancengleichheit bedeutet.

Der Schutz der Familie ist eines der im Grundgesetz verankerten Grundrechte. Es sollte aber schnellstmöglich eine Debatte darüber geführt werden, wie dieser Schutz definiert wird und ob er in der heutigen Zeit noch garantierbar ist, wenn die wichtigsten Mittel für seine Umsetzung zunehmend zur Mangelware werden: Arbeit und Geld.

Bei der Entscheidung zur Familiengründung geht es allerdings nicht nur ums Monetäre, sondern auch darum, ob es in der jeweiligen

### Familien- vs. Existenzgründung

Bei der Entscheidung zur Familiengründung geht es allerdings nicht nur ums Monetäre, sondern auch darum, ob es in der jeweiligen



Die Familie Edelmann profitiert mit ihrem Sohn auch vom Stiftungstaschengeld

Foto: Theodor Rusdorf/Exit 81



## HABEN – WIR – WIRKLICH – NUR – EINEN – GLOBUS?

Mit cyberdeam.com sieht die welt anders aus! Lebe einen Traum!

# Leben



Stephan Mink auf dem Balkon seiner Wohngemeinschaft und in seiner Schaltzentrale

# gegen den nahen Untergang

Der Spionier Mink war einst ein radikaler Barrikadengänger. Für die neue Fachlichkeit demonstrierte er in ganz Deutschland zusammen mit der Straight-Bewegung. Heute findet er wie von selbst seinen Weg in der Politik. **VON JANA FERSER**

Stephan Mink lehnt sich zurück, seinen Tablet-Computer auf dem Schoß. Er möchte schnell noch eine SMS lesen, sagt er. „Ich habe dieses Vokabular einfach so tief drin. Irgendwann habe ich aufgehört, die unterschiedlichen Kommunikationsformen genau zu benennen. Somit ist für mich jetzt alles nur eine SMS, auch wenn es die gar nicht mehr gibt.“ Mink hat mich zu Kaffee und Tee eingeladen – in seine Schaltzentrale – wie er sein ca. 12 m<sup>2</sup> großes Zimmer in einer WG in Dortmund nennt. Später werden es dann doch Zigaretten und Wein. Mink wohnt mit drei weiteren Spionieren zusammen, die Wohnung erinnert an andere, nun vergangene wilde Zeiten, nur die vielen Computer sind neu. Das ist wohl das Gute, zumindest aber Platzsparende an partizipativer, auf Internetsystemen basierter Politik. Man braucht keine repräsentativen Büros oder zentrale Anlaufstellen mehr, nur eine vernetzte Wohnung und die neuen Rechner. Die Spioniere agieren in Echtzeit. Mink legt das Tablet zur Seite und geht an den PC. Schnell noch eine E-Mail schreiben, oder vielleicht doch eine SMS? Später sitzen wir auf dem vom Abendhimmel beleuchteten Balkon, rauchen und trinken.

Was treibt einen jungen Mann dazu an, nach ei-

nem abgeschlossenem Informatikstudium und sechs Semestern Abenteuer- und Erlebnispädagogik plötzlich in die Politik zu gehen? Im Gespräch fällt es schwer, die zurechtgelegten Journalistenfragen nach einer konkreten Berufsmotivation beleuchtet, ja nur gestellt zu bekommen. In der späteren Aufbereitung kommt allerdings ein immer klarer werdendes Bild zu Tage. Mink ist Politiker mit Haut und Haaren, vielleicht noch mehr als er sich selber zugesteht. Die politische Attitüde allürenhaften Sprachgebarens fehlt gänzlich, doch sein Interesse ist so offen wie menschennah – wählernäher könnte es allenfalls noch sein. Was die DCP und die Fahnen sich seit jeher auf ihre, nach dem wehenden Wind gerichteten Fahnen schrieben und man doch so schmerzlich vermissen musste, bekommt mit Mink ein Gesicht, das dem Wort Lüge offenbar die Zähne zeigt – mit einem breiten und ironischen Lachen. Mit Mink braucht man nicht lange inhaltsleer zu diskutieren und sich noch weniger schlecht zu fühlen, wenn die eigene Weisheit mal wieder ein Ende hat.

Zunächst reden wir viel über die Spioniere. Dann treibt das Gespräch in Winkel ab, die ich seit Schultagen vergessen glaubte, das mag an der lauen Sommerluft liegen, vielleicht auch am Wein. Das Pädagogikstudium fruchtet an der Stelle, an der die Politik wieder über Umwege in den Dialog findet.

Nach Mink ist das bewusste Erleben von Ereignissen, die einen abenteuerlichen Charakter haben, ein wichtiger Schritt für nachhaltige Erkenntnis, gerade auch in der Politik. Nun könnte man einwenden, dass das Erleben von Ereignissen subjektiv unterschiedlich sei und zudem durch die heutige Informationstechnik stark beeinflusst, mitunter verzerrt werde. Die Berichterstattung eines Ereignisses ist nie a priori vertrauenswürdig, vielleicht sogar eher das genaue Gegenteil. Ist man direkt involviert in das vermeintliche Ereignis, so bleibt immer noch die Frage, ob man es als solches auch wahrnehmen kann – als Bruch im Verlauf der Geschichte und Neuanfang. Dennoch, wer nach politischen Abenteuern sucht, wird schnell fündig. Es geht aber nicht um das beflissene Schultern versagender Wirtschaftsgefüge oder um die Wahlsteuer. Das Abenteuer ist nur aus einer rein positiven Sicht zu sehen. „Nehmen wir an, die Regierungen besteuern nicht die Kohlendioxidemissionen beim Produzenten, sondern direkt beim Verbraucher, so wäre das als ein Abenteuer von ungeahnten Ausmaßen wahrzunehmen. Der Verbraucher trägt ohnehin jetzt schon alleine die Kosten, weil die Industrie den finanziellen Mehraufwand auf den Verkaufspreis abwälzt. Somit würde sich also faktisch nichts ändern. Allerdings wäre der Bürger endlich direkt betroffen und könnte selbst

entscheiden, ob er die Mehrkosten im Einzelnen für das jeweilige Produkt zu tragen bereit ist.“, so Mink. Denkt man diese Idee weiter, kommt man schnell zu dem Schluss, dass es Verlierer geben müssen. Wenn die Marktgesetze den CO<sub>2</sub>-Produzenten strafen, verringert sich die Emission. Das ist zwar gut für die Umwelt, doch hat die Industrie das Nachsehen, allerdings nur vorerst. Gezwungenermaßen wird in der Folge verstärkt auf erneuerbare und emissionsärmere Energien gesetzt werden, die anschließend auch billiger werden. Somit stünden wieder beide Seiten gut da – und zwar besser als zuvor. Außerdem würden wir alle zusätzlich in absehbarer Zeit mit einer weniger geschädigten Natur um ein Vielfaches entlohnt werden.

Eine These, die vorerst jedoch nur in den befriedeten Reihen der Anhänger Gehör finden wird, die nicht das Gros der Wähler ausmachen. Mit Grillparzer gesprochen: Fehlt mal wieder jedem Sprecher die Sprache, fehlt dem Hörenden das Ohr. Es ist eine Krux mit der Meinungsmache sowie den Mechanismen ihrer Bildung. Häre Worte sind nie zuerst für die eigenen Ohren gedacht, und dass es deren zwei auf der anderen Seite gibt, hilft zwar bei der Orientierung, ermöglicht aber auch die verbreitete „Hier rein, da raus“-Mentalität. Um dies zu vermeiden und Zuhörer auch außerhalb der eigenen Reihen

anzusprechen, geht es Mink um ein ganzheitliches politisches Denken. Man könnte es auch ein Streben nach der Erneuerung von Denkstrukturen nennen, zugunsten einer besseren Welt. Die angepeilte Minksche Ordnung versteht sich dabei mehr als eine des guten Gewissens und als eine der Weisheit verpflichtete. Böse Zungen sprachen da schon voreilig von Diktatur, Monarchie und gar Gehirnwäsche. Aber weit gefehlt – um Macht geht es hier eben gerade nicht. Es geht um Utopien, die beherzt gedacht werden wollen. Alles Böse und Beschränkende, das gedacht werden kann, könnte dann auch seine Umsetzung erfahren – genauso verhält es sich aber auch mit dem Guten, der Gemeinschaft Förderlichen. Und dann beginnt das Abenteuer erst so richtig. Zu seinem Beginn sollten wir uns alle aber so offen wie selbstkritisch fragen, inwieweit wir uns aus unserer Unmündigkeit zu befreien bereit sind, um endlich Teilhaber der Konstruktion einer tragfähigen gemeinsamen Zukunft zu sein.

Der Abend hätte so und anders noch weiter gehen können, wäre da nicht der Redaktionsschluss. Nicht ganz uneigennützig muss ich aber zugeben, dass Mink sich noch einigen Diskussionen stellen werden muss. Auch mit uns Journalisten.



*Auf, auf zum fröhlichen Jagen*



Ja, ich möchte den Jagdschein!

verschenken  selber machen

Ich nehme an der Jagdprüfung vom 13. bis 18. November 2012 in Unter-Oberholz teil. Für Verpflegung und Unterkunft Sorge ich selbst. Gegen eine Gebühr von einmalig 50 Euro möchte ich mir eine Jagdwaffe für den ausschließlichen Gebrauch während der Jagd ausleihen.

Anschrift des Zahlers:

Name	Vorname
Straße/Nr.	
PLZ/Wohnort	
Telefon	
E-Mail	

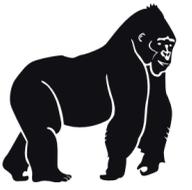
Anschrift des Beschenkten:

Name	Vorname
Straße/Nr.	
PLZ/Wohnort	

Die Kosten für den Jagdschein in Höhe von 1.800 Euro werden mir mit Abgabe dieses Bestellscheins in Rechnung gestellt.

Datum	Unterschrift
-------	--------------

# WIRTSCHAFT



Die Forschungsstation des MBR war früher ein beliebtes Ausflugsziel. Heute versinkt sie fast ganzjährig im Schnee.

## Das Spiel ist aus ...?

Vorhersagen über den Klimawandel sind so erschreckend wie uneindeutig. Können wir einer dystopischen Zukunft noch entfliehen oder sind die Würfel schon gefallen? VON WENDELIN WEER

In Sachen Erderwärmung und Klimawandel herrscht große Uneinigkeit, auch innerhalb der sie erforschenden Fachgebiete. Abgesehen von den notorischen Leugnern mit offenen wirtschaftlichen Interessen gibt es in den Lagern der Befürworter von Klimaschutz und nachhaltigem Umgang mit Ressourcen kaum Übereinkunft über Nahziele, Modi und Möglichkeiten. Vom schon erreichten „Point of no Return“ bis hin zum klar formulierten und unterschwellig optimistischen Memorandum der letzten Klimakonferenz von Pohnpei in Mikronesien ist das Spektrum der Meinungsmacher und -vertreter breit gefächert.

Der Klimawandel erfährt in der Wahrnehmung von Politik, Wirtschaft und Kultur einen nochmaligen Wandel durch die unvorhersehbaren Dynamiken selbstgesteuerter Systeme, die ihrerseits längst nicht mehr zu durchschauen sind. Gleichzeitig verständigen sich die beteiligten Felder auf die Funktionalisierung eines vielleicht lebensbedrohlichen Phänomens. Dass es den Industriestaaten einen nicht unerheblichen Vorteil gegenüber wachsenden Schwellenländern verschaffen würde, wenn endlich verbindliche Emissions- und Umweltgesetze griffen, ist leicht nachvollziehbar und mittlerweile das möglicherweise mächtigste Genesungsinstrument

der kränkelnden Wirtschaftsgrößen Europa und USA. Gleichzeitig sind sie aber Teil eines schwer zu bewegendem Interessengleichgewichts. Auf der einen Seite sind da die unzähligen Entwicklungsfortschritte im Bereich der erneuerbaren Energien, auf der anderen Seite die mächtigen Konzerne der Öl-, Gas- und Kohleindustrie, die insbesondere in China und Indien erneut aufblühen und bezüglich der Klimawandeldebatte an einem Strang ziehen. Nicht zu übersehen ist, dass gerade den asiatischen Wachstumsriesen die Mittel für steigenden Wohlstand in kontrollierten, ökologisch nachhaltigen Wirtschaftssystemen fehlen.

**Gewohnheiten sind nur schwer zu ändern – Veränderungen hingegen sind leicht zu ertragen**

Der tatsächlich längst angelaufene Aufschwung in der Entwicklung von Ökologietechniken macht es der Politik zwar einfach, mehr Nachhaltigkeit zu fordern und zu fördern, gleichzeitig wird allerdings das politische Vertrauenskapital hart auf die Probe gestellt und es greift die böse Unterstellung des auf reinen Eigenvorteil bedachten Handelns. Wir befinden uns in einem kaum aufzulösenden Dilemma. Das nicht zu erhoffende Eintreten eines Klimakol-

lapses würde wohl viele zur Einsicht zwingen, hätte aber nicht auszudenkende Folgen. Das kann also nicht wünschenswert sein. Die Popularisierung einzelner, im Zusammenhang immer schwerer nachvollziehbarer Untersuchungsergebnisse mit ihren dahinplätschernden Datenreihen von Temperaturen, Luftströmen und Meeresspiegelhöhen führen, wie bisher gesehen, zu keinen nennenswerten Konsequenzen. Das Hauptproblem liegt wohl darin, dass wir uns so ungern nur von unseren Gewohnheiten lösen und zugleich so erstaunlich gut mit faktischen Veränderungen umgehen können, sind sie auch noch so schwer zu ertragen. Ein Widerspruch, der den Menschen als solchen vielleicht ausmacht.

Wirtschaftspolitische Konfliktspekte ergeben sich einerseits in der Kontroverse um einen erweiterten Ausbau der Punktkraft in Skandinavien, Frankreich sowie in den USA, und andererseits im Umgang mit der Erschließung von Kohle und Erdöl in Deutschland, Kanada und Großbritannien. Es ist bekannt, dass von einzelnen Ölunternehmen Studien finanziert wurden, die den menschlich verursachten Klimawandel in Frage stellen. Diese bezahlte Skepsis fußt auf der Annahme, dass die weltweite Umstellung auf erneuerbare Energien Asiens Wirtschaftsmächte ausbremst und deswegen vor allem in Europa auf politisches Interesse stößt. Wie sich

die Interessenskräfte gegenseitig aushebeln, macht die klimapolitische Sonderrolle der USA sichtbar. Wer fossile Brennstoffe verkaufen will, kann sich eine Ökonomiestellung auf nachhaltige Energien nicht leisten. Wer fossile Brennstoffe verkauft, hat zumindest jetzt noch Geld, und zwar viel davon. Ein Umstand, der den autodynamischen Matthäus-Effekt bewirkt oder einfach und derb sprichwörtlich ausgedrückt: Der Teufel schießt stets auf den größten Haufen. Die Teufel allerdings, in ihrem hinterlistigen Machthunger, sind nicht in erster Linie die Konzerne, sondern wir selbst und unsere Vertreter – das sollten wir uns eingestehen. Es liegt also nahe und drängt zudem sehr, sich weitestgehend selbst um die Angelegenheit zu kümmern.

**Im Streit um die Schuldigen verlieren wir das eigentliche Ziel aus den Augen**

Eine wichtige Grundsatzfrage, auch abseits der Klimadebatte, wäre, ob selbstbestimmte Veränderung überhaupt möglich ist, auch ohne letzte Klarheit über die zu befürchtenden Auswirkungen. Mit absoluter Gewissheit werden die entstehenden Folgen niemals vorher abzuschätzen sein. Je nach Standpunkt führt das zur Verschärfung oder zur Bagatelisierung der immer drängenderen Notwendigkeit

von Veränderung.

Ganz im Sinne von eingeschliffenen anthropologischen Handlungsmustern wird es die größte Herausforderung werden, zunächst Ziele zu definieren, um danach Pläne zur Umsetzung festzulegen. Wichtig für die erfolgreiche Umsetzung dieser Ziele ist dann nicht das Verständnis von individuellen Krisenbedingungen, sondern das Selbstverständnis der Protagonisten dieser Krisen. Das ist beim aktuellen Klimageschehen nicht anders als bei der Polarrotation oder der Saldokrise. Im Streit über Ursache und Wirkung oder über die Rolle der Schuldigen verlieren wir meist das eigentliche Ziel aus den Augen. Das Kind, das in den Brunnen gefallen ist, muss aber sofort gerettet werden. Da helfen keine Erklärungsversuche. Das WIE, WARUM oder WANN hilft dem Kind erst, wenn es erfolgreich gerettet wurde, damit es aus seinen Fehlern lernen kann. Wer sich zu lange beim Unfall aufhält, kann nur mehr eine Leiche bergen. Im besten Fall ist gar nichts zu bergen, weil das Kind derweil vernünftig im Sandkasten spielt. Im besten Fall geschieht nichts mit unserer Welt, trotz CO<sup>2</sup>-Emission und Punktkraft. Dann wären die vernünftig Abwägenden und trotzdem Handlungsentschlossenen einem Irrtum erlegen, mit dem wir immerhin leben könnten, aber nur im besten Fall.



Foto: Frank Metzger/epa/epa

# Ein Fressen für das Geierrotwild

Das Geierrotwild ist eigentlich nicht in Europa zu Hause. Es wird aber dennoch gezüchtet, um den verrotteten Laksbais zu entsorgen.

In Europa wird mehr Laksbais als in der gesamten restlichen Welt produziert, obwohl die klimatischen Bedingungen dafür äußerst ungünstig sind. **VON LORE RUBENSKNECHT**

In Europa und insbesondere in Deutschland wurde seit den 1990er Jahren die Produktion von Laksbais mehr und mehr gesteigert, was einen deutlichen Preisabfall auf dem Weltmarkt bewirkte. Die äußerst eiweiß- und kohlenhydrathaltige Linsenfrucht Laksbais hat ihren Ursprung in Ost- und Zentralafrika sowie im Nahen Osten. Gerade auf dem afrikanischen Kontinent herrschen ideale Bedingungen für die Pflanze vor, die dort schon seit Jahrtausenden kultiviert wird und bis zur Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Großteil der afrikanischen Bevölkerung ernährte. Als 1949 der französische Konzern Argranteè Handelsabkommen zwischen Europa und dem Sudan, Kenia und Somalia zum Anbau europäischer Nutzpflanzen erwirkte, lagen die daraus resultierenden Folgen für den Anbau von Laksbais außerhalb des Blickfeldes. Das Abkommen der PIG (Political Institut für Geoexploitation) strebte einen langfristigen Zuwachs der damals beginnenden Perlbaumzucht in Afrika an, der zum einen den gesteigerten Bedarf an Perlbaumschmuck in Europa decken sollte. Zum anderen erhofften sich die beteiligten afrikanischen Länder schnellen wirtschaftlichen

Aufschwung. Was sie nicht wussten: Der Laksbais sollte in der Folge der landwirtschaftlichen Produktion fast vollständig vom Perlbaum und dem ebenfalls zur Schmeckerherstellung verwendeten giftigen Goldfadenklee verdrängt werden. Der erhoffte Aufschwung für die afrikanische Bevölkerung blieb aus, da sie sich zwar als Arbeitskräfte auf den Plantagen verdingte, die Unternehmen ihren Sitz jedoch ausschließlich in Europa hatten, wo die Gewinne dann auch reinvestiert wurden. Der für die Ernährung der Einheimischen so essentielle Laksbais verschwand mehr und mehr, was seinen Teil zur erheblichen Verschlechterung der Lebensverhältnisse in Afrika beitrug. In Europa aber hat der Anbau des sich rasch verbreitenden Laksbais seinen agrarischen wie wirtschaftlichen Höhepunkt noch längst nicht erreicht. Immerhin, die Produktion weltweit steigt seit über 50 Jahren kontinuierlich an, und zwar so stark, dass man mittlerweile von einer Überproduktion sprechen muss. Vor dem Hintergrund der aktuellen Hungerlage und der Tatsache, dass die Laksbaisproduktion eigentlich

eine 100-prozentige Ernährung der Welt garantieren könnte, ist das ein Armutszeugnis für die Agrarwirtschaft, sowie insbesondere für ihre politische Steuerung. Wirklich perfide aber ist, dass die europäische Landwirtschaft an der schlechten Verteilungslage direkte Mitschuld trägt, ohne überhaupt Interessen an einer Einspeisung des Laksbais in die eigene Nahrungsmittelindustrie zu hegen. Seit Entstehung des Ackerbaus haben Landwirte beobachtet, dass für gute Ernten der Boden eines kontinuierlichen Wechsels seiner Nutzpflanzen bedarf. Grund dafür ist der spezielle Bedarf an Nährstoffen und der unterschiedliche Verbleib organischer Stoffe in der Erde, die wiederum durch bakterielle Verwertung wichtige Nitrate für nachwachsende Pflanzen bilden – allerdings insbesondere dann, wenn die nährstoffhaltigen Früchte auf dem Feld verbleiben und gar nicht erst abgeerntet werden. In Zahlen bedeutet das laut PIG: 90 Prozent des europäischen Laksbais verrottet auf dem Feld und die nur langfristig kompostierbaren Rückstände werden vom Geierrotwild

abgefressen, das eigens dafür gezüchtet wurde. Laksbais, die so dringend benötigte Ernährungsgrundlage der Entwicklungsländer, wird also in Europa als Nährstoffgrundlage für die Landwirtschaft missbraucht. Zudem profitiert von den dubiosen Handelsabkommen zur afrikanischen Austreibung des Laksbais der europäische Luxusgüterkonsum. Das Geschäft mit den wertvollen Pflanzen Goldfadenklee und Perlbaum läuft blendend – durch die induzierte Ausbeutung anderer Länder. Denn nur unter den klimatischen Verhältnissen bestimmter Regionen Afrikas und des Nahen Ostens lassen sich diese Pflanzen anbauen. Die indigene Bevölkerung schuftet für Hungerlöhne auf den Feldern für Schmuckserien, die Titel tragen wie: „Rich Harvest“ und „Toxic Gold“.

**Der Anbau von Laksbais in Europa hat vor allem den Zweck, landwirtschaftliche Nutzflächen ertragreicher zu machen.**

Es ist die Rede von...

Die Kommission hat sich nun versammelt und lauscht den Worten, die bei Redaktionsschluss noch nicht zur Veröffentlichung bereit standen. Also kann im Vorfeld nur spekuliert werden, inwieweit sich das vermeintliche Wortgeklingel in jenen vorhersehbaren Phrasen und leeren Redensarten wiederholen wird, die einem ohnehin schon auf der Zunge liegen.

Den Umständen geschuldet ist zu erwarten, dass es einmal mehr über Begriffe wie Kontextualisierung, Rezeptionsgewohnheit und Intertextualität nicht hinaus gehen wird. Dabei liegt doch gerade im abgesicherten Modus dieser Veranstaltung die Chance zu einer Resonanz, in der mehr noch als vorausspringende Verteidigung, Raison und Einsicht widerhallen.

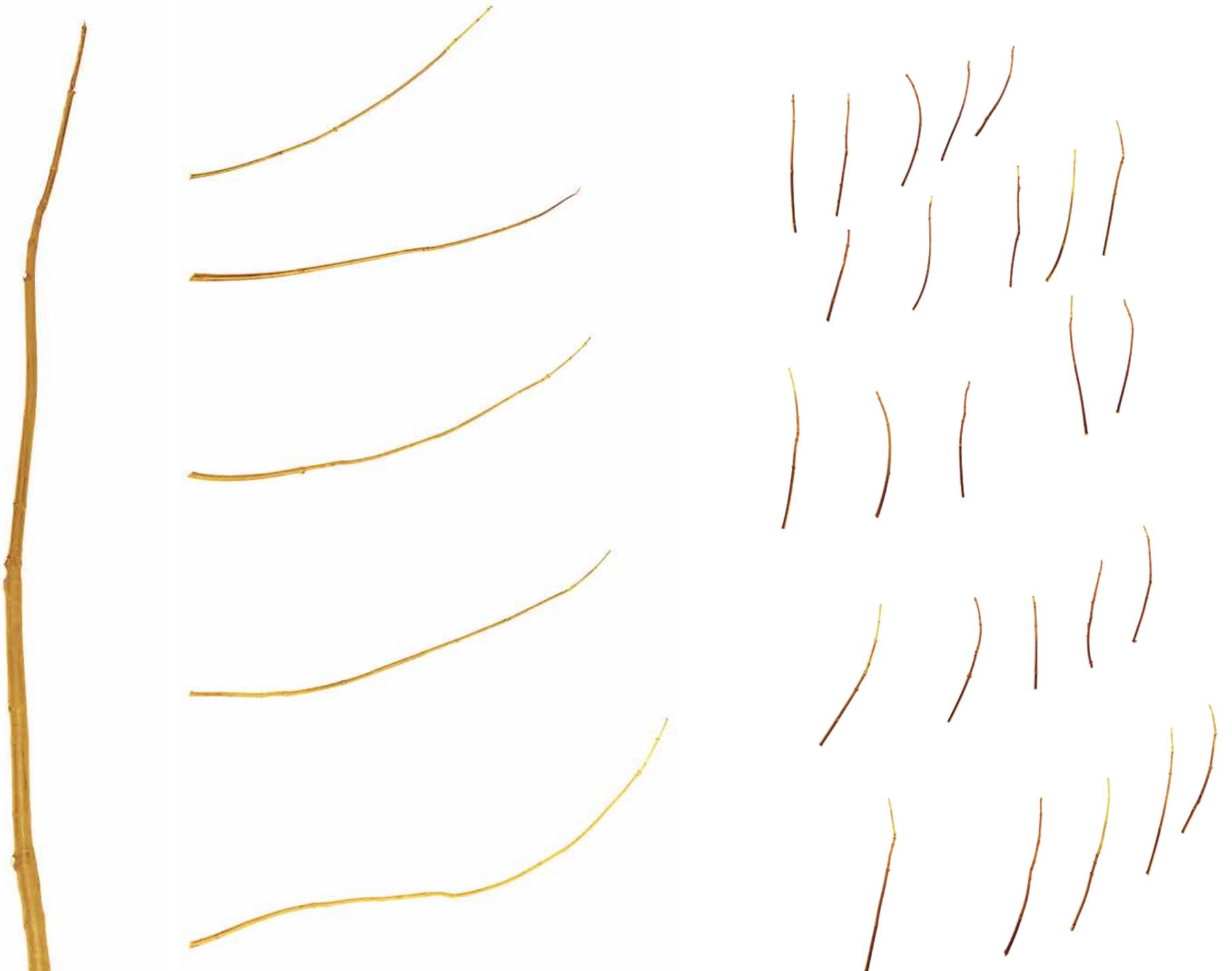
Diesmal geht es um das individualisierte Bild einer gesellschaftlichen Ordnung, gesehen und gezeigt aus einer noch individuelleren Perspektive. Diese Praktik ist weder Kunstgriff noch Finesse, und dabei auch noch so ausgetreten und -getragen wie ein alter Hut. Das geht einem dann nicht unmittelbar in den Kopf und fühlt sich leicht aufgesetzt an. Das Konvolut aller verfassten Beiträge in Bild und Text formt das Panorama eines Lebens, einer Zeit, von Lebenszeit. So wie in der Bezeichnung „Panorama“ das Alles-Sehen liegt, so liegt in dem Panorama das Alles-zu-Sehende, zumindest für den Betrachter. Der Anspruch beidem gerecht zu werden, kann sich ebenfalls nur durch umfassend-gemächliche Einsicht und Hineinsicht und weniger im gesprochenen Wort erfüllen.

Es wird jedoch mehr darauf ankommen, was da zu denken und zu fühlen ist, als was da zu lesen und zu sehen steht. Die Rede ist von Personifizierung, Übertragung und Entscheidung; kurz vom Vergleich von Realität mit Fiktion und umgekehrt. Die These ist die Vergleichbarkeit von Fiktion mit Realität und umgekehrt. Niemand soll daran gehindert werden, sich die eigene Anschauung zu bilden und zu bebildern, dafür wird als Ersatz für ein glaubhaftes Wort schwarz auf weiß das Unglaubhafte dargestellt und farbig ausgebreitet. Der Gegenstand, den es zu besprechen gilt, ist eine Ansichtssache, mit der kein Schwindel verbreitet wird, sondern Möglichkeiten – vielleicht Vermeidlichkeiten des Unvermeidlichen. Lügen stehen in einem anderen Blatt. Schließlich lässt sich nicht vorherbestimmen, was gesagt werden wird, außer dem Unvermeidlichen: „Verehrte Kommission, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde ...“.

Dort oben leuchten die Sterne,



hier unten, da leuchten wir.



# Bis ins letzte Blatt

Von Bäumen können wir viel lernen – auch für unser Sozial- und Wirtschaftsleben. Ökolonomiker Rolf Holzacker glaubt an die Effizienz der Natur. Er fordert neue volkswirtschaftliche Strukturen, ausgedacht von Mutter Natur und umgesetzt im Wasserhaushalt des heimischen Ahorns. VON GERNOT PICHLER

Seit jeher ist die Natur mit ihrem Formenreichtum die wichtigste Inspirationsquelle für den Menschen. Was zunächst im Feld der Kunst eine frühe Umsetzung erfuhr, fand später auch einen selbstverständlichen Einzug in die Wissenschaft. Als Wegbereiter der sogenannten Bionik oder Biomimetik wird kein geringerer als einer der bedeutendsten Universalgelehrten aller Zeiten gesehen: Leonardo da Vinci. Heute kaum mehr im Alltagsbewusstsein verankert, zeigt sich noch immer in einer Vielzahl von Nutz- und Gebrauchsgegenständen ein systematisches und strukturelles, evolutionär gewachsenes Muster. Der Klettverschluss, das Kofferfischauto oder die Lotusblütenfarbe, die ihre natürlichen Vorbilder noch im Namen tragen, sind nur wenige, besonders sprechende Beispiele.

Parallel zur Bionik entwickelte sich die Bioökonomie. Als systemisches Feld der Forschung ist die Bioökonomie zum technischen Ansatz der Bionik komplementär, indem sie Muster des Lebendigen daraufhin untersucht, ob sie als Vorlage für sozioökonomische und auch wirtschaftliche Entscheidungen dienen können. Die Bioökonomie unterscheidet sich damit grundlegend von der Ökonomiephilosophie oder den Wirtschaftswissenschaften, da ihr weder verifizierbare noch methodologisch steuerbare Prozesse zugrunde liegen. Allein

die analoge Vergleichbarkeit von Ordnungen unter natürlichen sowie kulturellen Bedingungen mit Kriterien der Wünschbarkeit bildet ihre Grundlage.

„Man kann die Gesetze der Marktwirtschaft sehr gut mit verschiedenen Phänomenen in der Natur vergleichen. Das hat mit der sprichwörtlichen Gleichsetzung von Äpfeln und Birnen nichts zu tun. Unsere Forschung trägt sehr konkret Früchte.“ Mit diesen Worten beginnt Holzacker unser Gespräch. In der Tat ist man geneigt, das Thema mit einem gewissen Vorbehalt aus der Ferne und dazu mit einer gehörigen Portion Argwohn zu betrachten. Die Fakten sprechen aber für sich.

Holzacker untersuchte zunächst die Mechanismen der Wasserversorgung von Bäumen und stieß dabei auf bemerkenswerte Vorgänge, die besonders gut am Feldahorn zu beobachten sind. Die Wasservorräte der Pflanze bilden ein konstantes Verhältnis zur Feuch-

tigkeit, die sich in unmittelbarer Nähe der Wurzeln befindet. Diese Konstante lässt sich in Prozent auf einen sehr genauen Wert zwischen 97,6 und 98,2 festlegen. Das Mikroklima und die tatsächliche Menge an Wasser im Boden spielen dabei keine

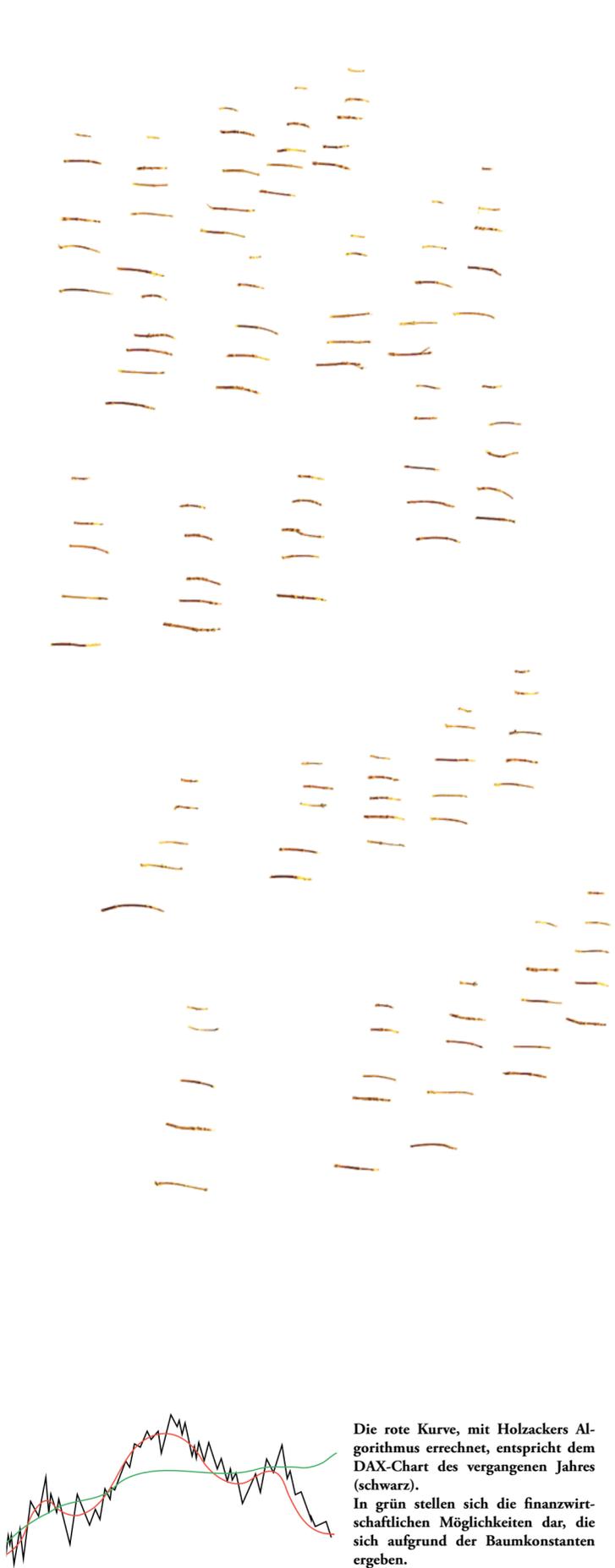
Rolf Holzacker, Jahrgang 1968, ist gelernter Gärtner und hat schon als Lehrling in der elterlichen Baumschule die pflanzlichen Kapillargesetze in der eigenen Buchhaltung umgesetzt. Holzacker ist fest davon überzeugt, dass nur so die damals drohende Insolvenz abgewendet werden konnte. Später studierte er Volkswirtschaftslehre und Biochemie. Seit 2006 ist er an der Universität Siegen Gründungsprofessor des bundesweit ersten Studiengangs der Ökonomie.

Verhältnisse. Für den Baum ist es allein wichtig, seinen Wasserhaushalt in Abhängigkeit zur Umwelt zu regulieren und zwar so, dass es keinen Überschuss weder auf der einen noch auf der anderen Seite gibt. Denn das eine führte schnell zur Austrocknung, das andere zu starker Fäulnisbildung. Beides aber ließe den Baum sterben. „Der Baum tut gut daran, nicht an dem Ast zu sägen, auf dem er sitzt.“, resümiert Holzacker.

Vergleicht man weitere Zahlen, wie das Verhältnis von Baumhöhe zu Kapillardichte und -dicke, stößt man auf zusätzliche Konstanten, die sich in Polynomfunktionen fünften und sechsten Grades abbilden lassen. Ähnliche Funktionen ent-

stehen in der Darstellung von Zinskurven und von im Kehrwert gedoppelten Aktienhistogrammen, eine seit den 1930er Jahren etablierte Darstellung von Konjunkturzyklen. Der wesentliche Unterschied zu Holzackers Baumdiagrammen besteht jedoch in der deutlichen Ungleichmäßigkeit der wirtschaftlichen Diagramme.

Interessanterweise können Konjunkturschwankungen sehr verlässlich anhand dieser mathematischen Funktionen abgelesen werden, allerdings immer nur retrospektiv. Da das Polynom in Abhängigkeit von veränderlichen Kauf- und Kapitalvolumina steht, ergibt sich keine Konstante, die als Kennzahl zur Quantifizierung der Märkte herhalten könnte. Seit Jahrzehnten sind Analysten auf der Suche nach dieser „Goldenen Zahl“ der Ökonomie, die einerseits der prospektiven Regulierung dienen, andererseits aber in den falschen Händen zu einer noch weitaus ungerechteren Finanzverteilung führen könnte. Unter Insidern wird deshalb sowohl von der göttlichen wie auch der teuflischen Zahl gesprochen – des Einen Gift ist des Anderen Medizin. Tatsächlich handelt es sich jedoch weniger um eine konkrete Zahl als um eine Rechenvorschrift. Und an dieser Stelle kommt Holzackers Ahorn ins Spiel. Reduziert man seine Wasserversorgung auf das blanke Zahlengerüst, dann stößt man auf den Algorithmus, der realwirtschaftliche Ereignisse und ihre Folgen bislang auf das Exakteste abbilden konnte. „Man benötigt nur eine gewisse Anzahl

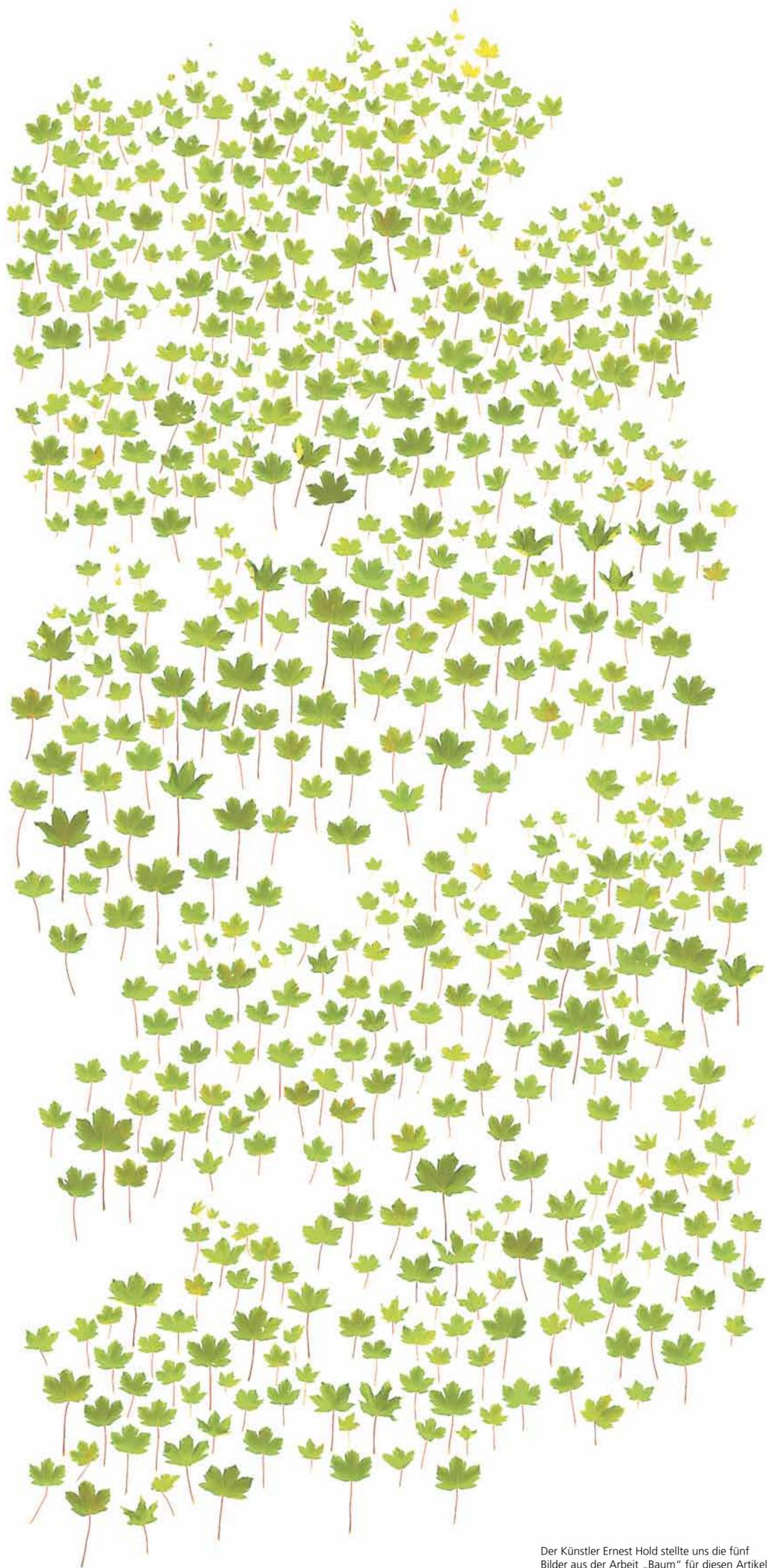


Die rote Kurve, mit Holzackers Algorithmus errechnet, entspricht dem DAX-Chart des vergangenen Jahres (schwarz). In grün stellen sich die finanzwirtschaftlichen Möglichkeiten dar, die sich aufgrund der Baumkonstanten ergeben.

an zuverlässigen Bilanzen eines Wirtschaftssystems. Das könnte zum Beispiel eine Stadt oder ein Bundesland sein – auch global lässt sich die Rechnung anwenden. Die Bilanzen fließen direkt in die Rechnung ein und werden mit dem Koeffizienten der Baumkonstante multipliziert“, erklärt Holzacker das weitere Vorgehen. Richtig angewandt könne das Ergebnis zu ungeahnten Möglichkeiten der Planung und Verteilung führen. Nicht nur Hunger und Kriege gehörten der Vergangenheit an, auch ein gesicherter Wohlstand für alle sei denkbar. Zwar gäbe es mitunter auch finanzielle Einbußen, die wären aber wohl nur von einigen wenigen Prozent der Superreichen zu befürchten.

Und noch etwas zeigt uns der Baum so beeindruckend wie überzeugend. Der solide Stamm trägt das gesamte Gebäude, das seinerseits die lebenswichtigen Blätter trägt. Die Anzahl der Äste und Blätter unterliegt einer festen Regel und bildet ein Fraktal. Die Anzahl der Teile in jeder höheren Ordnung nimmt exponentiell zu und damit steigt ihre Bedeutung für den Baum. Auf gesellschaftliche Ordnungen übertragen ist der Arbeiter so gesehen dem Funktionär überlegen, weil er in der Masse die Mehrheit bildet, die für die Versorgung der Minderheit garantiert. Der Baum existiert in einem lebenswichtigen wechselseitigen Abhängigkeitsgleichgewicht: Von oben nach unten und umgekehrt. Wenn das eine Glied

nicht ohne das andere existieren kann, herrscht eine Zwangslage vor, die jedoch nur im Begriff negativ konnotiert ist. Wenn Ungerechtigkeit die Strafe wirklich von selbst bedingt, wird sie sich evolutionsbedingt auslöschen. Davon kann man einstweilen nur träumen, aber Holzacker verspricht, den Deutungsschlüssel für diesen Menschheitsstraum bereit zu halten. Nächste Woche wird er mit dem Führungsgremium des National Economics Pot (NEP) in Brüssel zusammentreffen und seine Formel preisgeben.



Der Künstler Ernest Hold stellte uns die fünf Bilder aus der Arbeit „Baum“ für diesen Artikel zu Verfügung.

## THEMA

# Kaufen, kaufen, kaufen!

Die Industrie wird sich auf neue Mechanismen in der Produktherstellung einstellen müssen. Das Prinzip Tandelmarkt verspricht wachsende Verkaufszahlen und ein langes Geräteleben. VON INGMAR SLOWINSKI

**M**it zunehmender Rohstoffknappheit zur Energiegewinnung hat sich ein neuer Markt der Müllverwertung formiert. Müllverbrennungsanlagen sollen die Kraftwerke von morgen sein. In einem System, in dem ohnehin auf fossile Brennstoffe gesetzt wird, scheint die Rechnung aufzugehen. Wieso also nicht, so die logisch-bizarre Schlussfolgerung, mit dem knappen Erdöl zuerst hungrige Käufer mit Wegwerfkonsumgütern beglücken, bevor das schwarze Gold in Rauch aufgeht? Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, welchem Irrglauben wir erliegen.

Ein neuer Ansatz, der eigentlich so alt wie natürlich ist, ergibt sich aus dem Versiegen fossiler Brennstoffquellen. In Zukunft wird die Industrie dazu gezwungen sein, nachhaltiger mit Ressourcen umzugehen, ob sie will und kann oder nicht. Wenn die erneuerbaren Energien durch mehr Effizienz nicht nur ökologischer, sondern auch wirtschaftlicher werden, kann mit dem vermeintlichen Müll anders umgegangen werden als bisher. Denn dann wird kaum noch auf energetisch hochwertigen Müll zu Energiegewinnung gesetzt werden müssen. Es ist schlicht zu unrentabel, Altes zu entsorgen, nur weil Neues seinen Platz beansprucht. Das von der nimmersatten Industrie mit Wachstumswang durchaus gewollte Verhalten im Umgang mit Produkten widerstrebt jedem natürlichen Prozess. Mitunter trüge die Bezeichnung Verbrauchsgut einer Sache mehr Rechnung als das ursprünglich der rein funktionalen Verwendung zugeordnete Gebrauchsgut. Dieser Irrsinn könnte ein nahes Ende finden. Die Ökonomie stellt Modelle zur Verfügung, mit denen sich ganz augenscheinlich vorführen lässt, welch Reichtum, auch ideell und strukturell, aus dem Schoße von Mutter Natur zu bergen ist.

Was Flohmärkte seit jeher in lokalem Umkreis umsetzen, ist durch das Internet zu einem eigenen

global agierenden Wirtschaftszweig geworden. Bald schon werden auch die Hersteller in diesen Kreislauf mit einsteigen müssen, wenn ihnen das Öl buchstäblich nicht mehr bis zum Halse steht. Kaufanreize streuen Hersteller bereits heute, indem sie mit verlockenden Rabatten die ausgedienten Produkte gegen eine Neuanschaffung zurücknehmen. Allerdings soll damit wohl eher der Übersättigung des Produktmarktes entgegen gewirkt werden und die Endstation heißt einmal mehr: Müllhalde.

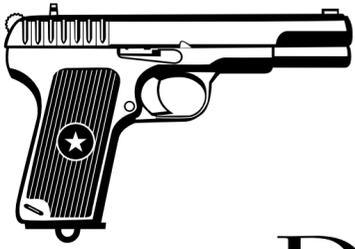
Flohmärkte zeigen auf erstaunlich einleuchtende Weise, wie Produkten neues Leben eingehaucht werden kann. Auf die Industrie übertragen darf das nicht heißen, dass im herkömmlichen Sinne Recycling betrieben wird. Es wird nicht möglich sein, Produkte als Ganzes neu zu verwerten, und die Restmengen sind groß. Mit einem ganz neuen Ansatz ist es möglich, nicht die komplexe Funktionseinheit, sondern ihre einzelnen Bausteine wiederzuverwenden. Die Pioniere des sogenannten „Tandelmarkt“ finden sich vor allem in der Elektronikbranche. Wie das Planspiel eines japanischen Herstellers für Unterhaltungselektronik beispielhaft darlegt, kann das Gehäuse einer Digitalkamera so universell konstruiert sein, dass es auch späteren Generationen noch als Hülle fortschrittlicher Kamertechnik dienstbar wird. Das Innenleben einer solchen Kamera hat den Vorzug, dass es ebenfalls aus zerlegbaren Funktions-Bausteinen aufgebaut ist, die sich leicht voneinander trennen lassen und ihrer Funktion entsprechend in „neue“ Produkte eingebaut werden können. Der CCD-Chip einer veralteten Digitalkamera kann allemal und dies vermutlich noch für lange Zeit jedem High-End Webcam-Bildsensor das Wasser reichen. So würden die einzelnen Geräteteile in einer langen Hierarchiekette von Produkt zu Produkt weiter nach unten gereicht. Das Prinzip ist Jahrtausende alt und funktioniert. Auch den Teilen unserer „Lieblings-Spielzeuge“ sollte diese vor Vernutzung bewahrende Chance gewährt werden.



## LIEGT DOCH NAH

WENN DER NACHBAR BOOM HEISST.





# Die Roadkill-Mafia



Wie ein organisiertes Verbrechertum heimische Haustiere entführt und überfährt **VON OLIVER TROMLITZ**

**E**s klingt wie der Anfang eines schlechten Horrorfilms. Die Roadkill-Mafia hat wieder zugeschlagen und allein in den letzten sechs Monaten tausende kaltblütig überfahrene Hunde und Katzen auf ihrem Gewissen. In manchen Regionen, in denen die Tieropfer besonders zahlreich sind, wird im Zusammenhang von Verkehrsunfällen mit Tierbeteiligung seit Langem schon von organisierter Kriminalität gesprochen, bisher allerdings noch mit ironischem Unterton. Das hat sich geändert, seitdem die Fälle und Methoden eine ganz neue kriminalistische Qualität bekommen haben. Das schier unglaublich Abwegige begann mit dem Verbot der Tiermehlfütterung, das 1996 erstmals in England in Folge der SGR-Krise durchgesetzt wurde. Die meisten EU-Mitgliedstaaten folgten diesem Verbot.

Was die „Verordnung zum Gesetz für Tierfutter“ im Einzelnen für Tiermehl vorsieht, ist allerdings nicht das, was man sich erwartete. Tiermehl ist nämlich nicht gleich Tiermehl, denn laut Verordnung ist es der

Futtermittelindustrie lediglich gestattet, sogenannte Nutztiere zu verarbeiten. Da die Grenze zwischen Nutz- und Haustieren allerdings fließend ist, gelingt keine eindeutige Zuordnung. Ein Hund beispielsweise kann allgemein als Haustier bezeichnet werden, als Drogen-, Blinden- oder Lawinenhund ist der Vierbeiner allerdings ebenso ein Nutztier wie Schwein, Rind und Co., über deren kategoriale Einordnung sich gleichfalls abstruse Nutz- vs. Haustier-Vergleiche anstellen ließen. Wie in der letzten Ausgabe berichtet gibt es ja schließlich inzwischen auch das rassige Kuschelschwein.

Neben der Übertragung von Krankheitserregern von Tier zu Tier sollte die Verordnung zudem auch einen animalischen Kannibalismus verhindern, der zum einen dem natürlichen Fressverhalten der meisten Nutztiere widerspricht, zum anderen aber auch von Ethikkommissionen als höchst unmoralisch eingestuft wird. Umgekehrt dürfen wir Menschen jedoch die Nutztiere bedenkenlos essen, da wir biologisch sogenannte „Allesfresser“ sind. Das gilt auch für unsere lieben Hausgenossen Hund und Katze, die wir mit Filet-Leckereien von Lamm und Rind verwöhnen. Das Futtermittelge-

setz lässt Sonderfälle zu, insofern diese nicht explizit behandelt werden. So ist es nach einigen Auslegungen erlaubt, Nutztiere an Haustiere zu verfüttern, also zum Beispiel auch den Blindenhund an den Haustier-Hund. Außer in Deutschland gibt es nur noch in Spanien und Lichtenstein klare Vorschriften, um ein solch unappetitliches Szenarium zu verhindern. Besonders in den Beneluxländern aber ist die Gesetzeslage im Umgang mit Futter und seinen Inhaltskomponenten besonders großzügig.

Hier entstand eine Verbrechensgattung, die bis Ende der 1990er Jahre noch aus Sammlern bestand, durch kriminelle Evolution mittlerweile aber zu einem Jägertum selektioniert wurde: Die überwiegend aus Holland und Belgien stammende Roadkill-Mafia eröffnete die schonzeitlose Jagd auf streunende Haustiere. Jedes Mittel ist ihr recht, zur Not, wenn auch nicht aus Notwehr, wird auch geschossen. In den meisten Fällen reichen jedoch am Kühlergrill angebrachte Bajonette, kombiniert mit Pheromon-Lockstoffen. Die vorsätzlich ermordeten Tiere landen so über Umwege auf unseren unschuldigen Feinmanufaktur-Tellern. Guten Appetit!



DER SONNE ENTGEGEN...  
mit **IKARUS**

# KULTUR



Foto: York Bennison

## Norman Gegberuck zeigt uns sein Atelier als Fototapete

In vier Wochen eröffnet auf dem alten Gelände der Leipziger Weberei die Ausstellung: „Des Künstlers allerheiligster Raum – Das Atelier“. York Bennison konnte sich vorab einen Einblick verschaffen.

Fast könnte man meinen, der Ausstellungstitel versprache einen Tabubruch, indem er uns Zuschauer dezidiert in jene voyeuristische Rolle versetzt, in der wir uns ohnehin schon befinden, und zwar gerne und seit Langem. Das Atelier hat seit der Zeit, in welcher Künstler Namen bekamen, eine besonders herausgehobene Bedeutung. Es wurde in gleichem Maße zum sakralen Ort wie der Künstler in ihm zur leibhaftig innewohnenden Gottheit erhoben wurde. Hier entsteht das Magische und Unbegreifliche und zwar durch mystische Kommunion von Geist, Genius und Materie – das zumindest ist die Lesart, die uns verkauft werden will. Wir knien nieder vor dem heiligen Antlitz der schönen Künste und der Einblick ins Haus des Künstlerdemijurgen entzaubert den Ort der Genese aller Zauberei. Vielleicht entlarvt sich die Ausstellung am Ende derart selbst, denn was wir zu sehen bekommen, ist der Versuch, die allerheiligsten Räume mit dem zu erwartenden Massenansturm einer ebenso breiten wie lauten Öffentlichkeit kompatibel zu machen. So wird also der Betrachter zu dem, den er selbst betrachten will, wenn uns der Ausstellende zu sagen scheint: „Ich entblöße mein geheimstes Selbst vor Dir, mein Gott!“

Die Nutzbarmachung und Ausbeutung künstlerischer Ateliers hat eine lange Tradition. Ihr Ur-

sprung liegt nicht vorrangig in der neugierigen Indizienz des Publikums, sondern ist einfach in der Tatsache begründet, dass mit steigendem ökonomischen und professionellem Interesse an den wertbaren Resten verstorbener Künstler jede auch noch so miese Skizze zum Vorschein getragen und ihrer Einspeisung in die Welt der Marktgesetze zugeführt wurde. Was sich so zumeist als posthumes Kapital auftut, waren Zeichnungen und Studien aus dem Alltag im Atelier. Ausgestattet mit einer solchen Absicht wird das Atelier zur Kulisse und zu einem Bildinhalt, der jeder Intention entbehrt. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckten dann einige Künstler das Potential der Gestaltung ihrer Werkstätten, die nun in den Rang gewünschter Bildinhalte erhoben wurden. Wir wissen heute, dass Lord Shiner bei einem seiner zahlreichen Parisbesuche etwa ein Dutzend Aufträge an die Pariser Kunstavantgarde vergab. Shiner, der die Kunst im Grunde verabscheute, sich dennoch aber von der leichten Lebensweise der Bohemiens äußerst angezogen fühlte, sah den Zweck der Bildbestellungen einzig in der Möglichkeit, seine Neugier in der Alltagsansicht der Ateliers zu befriedigen, wie er später zugab: „Dass mich Vincent so herzlich und demütig empfing, war nicht nur dem Weine, den dieser Meister sich mit so großzügiger Verschwendung zu Gemüte führte, nein es war dem Gelde, das ich ihm

darbot, geschuldet. Ich aber wurde ebenso reichlich entlohnt, und konnte mich wohligh an dieser veruchten Werksbehausung satt sehen. All die vielen Wischereien, die Tusche- und Kohlezeichnungen und noch viel mehr erlangten kaum mein Interesse.“

Scheinbar offenbart uns das Atelier einen Einblick in die persönliche Welt eines Menschen, der doch so schwer zu verstehen ist, den wir aber so gerne begreifen würden. Hilft uns dabei aber der schlichte Blick in einen Raum, der diesen unbegreiflichen und unausschöpflichen Menschen beherbergt, oder gehen wir auch hier einmal mehr dem Irrglauben an ungeschminkte Wahrhaftigkeit auf den Leim? Wir entdecken die Möglichkeit eines „so ist es gewesen“ und entschwinden mit dem falschen Stolz des „ich war da.“

Wohlthuend anders ist da die Arbeit von Norman Gegberuck, in der wir vergeblich suchen, was uns die restliche Ausstellung wohlfeil anbietet: eine langweilige Wiederholung der ewig gleichen und abgedroschenen Kunstmittel in ihrem Status von Artefakten, Pinseln, Leinwänden, und so weiter und so fort. In einem Maßstab von 1:1 zeigt uns Norman Gegberuck eine sehr detailgetreue Abbildung eines Regals: vier Meter in der Breite, drei in der Höhe. Dieses an die Wand tapezierte Bild enthält ein kunterbuntes Allerlei an Werkzeugen

und Gebrauchsmaterialien des Künstlers. Gegberuck entzieht den eigentlichen Ort seines Schaffens unseren aufdringlichen Blicken und stößt uns auf das, was wir eigentlich schon wussten, uns jedoch nicht zu glauben getrauten: eine Werkstatt, wie sie normaler nicht sein kann. Neben Bohrmaschine, Winkelschleifer und Stichsäge sieht man akkurat aufgereichte Bohrer und Hämmer, Fotostative, eine bewegliche Beleuchtung mit Hohlkehle zum Fotografieren, Farbdosen, Mülleimer und Baumaterialien. Der kopfhörerähnliche Gehörschutz ist ganz in Schreinermanier mit einem Bleistift bestückt, auf einem Radio ist die Frequenz 3,14 und auf dem Lautstärkeregler das Symbol  $\pi$  zu erkennen. In den oberen Regalreihen lässt sich nur erahnen, was zerstreut auf unterschiedliche Schachteln und Kartonverpackungen gekritzelt wurde. Man könnte es lesen. Die benötigte Leiter stellt Gegberuck zwar dar, aber dem Betrachter nicht zur Verfügung. Die Regalwand hingegen kann als Rückseite des Ateliers gelesen werden. Was sich auf der gegenüberliegenden Seite befindet, das mag Kunst sein. Ob jedoch Kunst in der Abbildung selbst Kunst sein kann oder ob sie dazu ihren Entzug thematisch mit darzustellen hat, bleibt ein ewiger Gegenstand fortwährender Diskussionen. Gegberucks Atelieransicht bildet keine Kunst ab, sie wird zur Kunst. Eben das hat die restliche Ausstellung leider gründlich versäumt.

## In den Hängenden Gärten

Ohne Ubay Whodwi auf dem größten Filmfestival der Welt

VON LINDA PETTER

Am folgenden Wochenende findet im indischen Mumbai nicht nur das größte Filmfestival des Landes, sondern mittlerweile der ganzen Welt statt. Unter den bis zu 300.000 erwarteten Gästen rechnet man unter anderem mit den einflussreichsten und prominentesten Vertretern der Unterhaltungsbranche Südasiens, deren Namen – wie Ophri Konkcai, Chetan Thegad oder Rhashud Mijong – hierzulande jedoch kaum bekannt sein dürften.

Ort der Veranstaltung ist zum ersten Mal der im letzten Jahr aufwendig renovierte Monumentalpalast von Andheri mit seinen zum Weltkulturerbe ernannten hängenden Gärten. Dieses sich verzweigende, romantisch verwachsene Gelände bietet eine perfekte Kulisse für das hochkarätige Filmfestival. Neben dem Screening der gut einhundert Wettbewerbsfilme ist für eine große Bandbreite an musikalischen und kulinarischen Genüssen gesorgt, die in ihrer bunten Üppigkeit der Opulenz der Bolly-Bilder um nichts nachstehen werden.



Linda Petter – unsere Auslandskorrespondentin in Mumbai

Große Empörung bei den Veranstaltern, die unter der Führung eines regierungsnahen politischen Komitees stehen, erregte allerdings am gestrigen Tag die Absage Ubay Whodwis, der sich nach eigenen Angaben mit einer Lungenentzündung in einem Krankenhaus in Anatolien aufhält.

Whodwi, einer der renommiertesten indischen Regisseure und Gründer des Institut of Eastern Film in Delhi, sollte die prestigeträchtige Eröffnungsrede halten. Aus internen Kreisen ist jetzt bekannt geworden, dass die christliche Bruderschaft der ELA Whodwi mit Mord gedroht haben soll, wenn er seine Teilnahme nicht doch noch absage. Nun kann aber das Führungskomitee über die entstandenen bedrohlichen Unklarheiten offenbar so verärgert auch wieder nicht sein, wurde doch noch am Vorabend aus unbekanntem Quellen ein brisantes inoffizielles Protokoll bekannt, das nahelegt, dass die Bruderschaft zur besagten Morddrohung von eben jenem Komitee gedrängt wurde und dafür eine Spende über eine Million indischer Rupien erwartete. Die Bruderschaft wie die Veranstalter bestreiten dies jedoch vehement. Dass zusätzlich zwischen beiden Lagern heftige und die Großveranstaltung insgesamt in düsteres Licht hüllende Querelen entbrannt sind, war so erschreckend wie abzusehen. Erste Regierungsvertreter westlicher Nationen zogen ihre zugesagte Präsenz bereits zurück. Bleibt nur zu hoffen, dass Ubay Whodwi vielleicht und, wenn nötig, doch noch gesund wird, und auch alle anderen Beteiligten zum gesunden Menschenverstand zurückfinden – solange dazu noch Zeit bleibt.

# Im Zeitenrausch

Wie der jüngste Roman von Steve Lion »Gefangene der Zeitschleife« Science-Fiction mit Geschichte verbindet, ist atemberaubend, aber auch ein Lehrstück für die Berechtigung unseres schlechten Gewissens. VON LARS THIELE

„It's all just a little bit of history repeating“, sang die R&B Ikone Shirley in den Neunzigern. Doch schon Herodot in der Antike, die Whigs in der Neuzeit und zuletzt auch Eliot, Huxley und Toynebee sahen das politische Weltgeschehen in einen zyklischen, sich wiederholenden Kreislauf eingespant. Einzig die örtliche geopolitische Verteilung der signifikanten Systemkämpfe, so die verschiedenen Theorien, verändere sich – bis zum Ende der Geschichte.

**O**b Steve Lions Roman »History Repeating« bewusst das Zitat eines Popsongs in seinem Originaltitel trägt, ist unklar, zumindest aber wahrscheinlich. Dass »Gefangene der Zeitschleife« in der deutschen Übersetzung (Halo Verlag, 29,99 Euro) comicartig verzerrt und damit leicht stupide wirkt, ist eindeutig und nahe daran, nicht nur den Autor, sondern auch die unterschiedlichen Genres zu beleidigen, die der Roman bedient. Das sei wie es will, wenigstens im Umschlag ist ja der Originaltitel noch versteckt. Was Lion mit seinem Werk inhaltlich geglückt ist, ist aber nicht nur die organische Verschmelzung von zweierlei gänzlich unterschiedlichen Literaturgattungen, sondern auch der bestechende Beweis der Gleichzeitigkeit, wenn auch nicht Gleichwertigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In der Philosophie ist ein solches Temporalaspektdenken nichts Neues. Lion jedoch bedient sich gerade der Philosophie, um den Glauben an sie skeptizistisch zu untergraben, und schon stecken wir im entscheidenden Dilemma, dem das Buch ein intelligentes Konstrukt verleiht.

Bereits zu Beginn hat der Leser eine harte Herausforderung zu gewär-

tigen, wenn er sich zunächst im antiken Olymp als Angeklagter der Götter wiederfindet. »Schuldig bist du und nun steige herab«, kann nur alle meinen, die es lesen, also uns. Wessen wir uns konkret schuldig gemacht haben sollen, bleibt eine offene Frage, die man sich allenfalls erst nach der Lektüre selbst zu beantworten anschicken kann. Was aber genau ist die Strafe? Ist das auf Erden zu fristende Leben schon die Buße an sich, wie der Satyr meint, und wie sähe die Alternative aus, die uns wohl bislang entgangen ist?

Im Buch gibt es neun Hauptfiguren mit den Namen Goswin, Gabriel, Grigórios, Gaspar, Goro, Gidon, Geraldo, Gawriil und Elliot, was dem Buch zwar erst einmal unwürdig erscheint, weil es damit zusätzlich in die Fantasy-Ecke gezogen wird, zuletzt aber doch einigen Sinn ergibt. Der Bezug zur »Group of eight« ist spekulativ, aber nicht an den Haaren herbeigezogen, wie man sehen wird. Alle acht Personen mit einem G im Namen leben an unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten von der Antike bis in die Zukunft des 24. Jahrhunderts. Und die acht Handlungsorte und ihre Protagonisten verteilen sich exakt über die territorialen Gebiete der heutigen G8-Nationen. Elliot, der die Rolle des auktoralen Erzählers einnimmt, wird als einziger, soviel darf verraten werden, in der Geschichte nicht den Tod finden. Allerdings bleibt in den einzelnen Handlungssträngen in der Schwebe, inwieweit Elliot, der mit den anderen Personen in direktem Kontakt steht, auch tatsächlich mit ihnen identisch sein könnte. Ausgehend von der Zukunft, von der aus Elliot seine G-Brüder, wie er sie nennt, durch Zeitportale besucht, erzählt und deutet der Roman die Kulturgeschichte unserer 4000-jährigen Menschheit, die nur in der heutigen Zukunft rein fiktional bleiben muss. Aufgrund einer negativen Raum-Zeit-Krümmung innerhalb der Zeitportale muss Elliot, um wieder in seine eigene Zeit zurückreisen zu können, stets die acht unterschiedlichen Porta-



Steve Lion auf seiner Suche nach Konsistenz in der Gesellschaft. Die Boulevardpresse ist für ihn das wichtigste Recherchemittel.

le durchqueren, die eben genau der jeweiligen Zeit und den Orten seiner acht G-Brüder entsprechen. Mit jedem Durchlaufen der Portale, die für ihn eine Art Reinkarnationstunnel darstellen, wird er auf einen Wissensstand über seine Zeitreise reduziert, der stets dem Wissen seines vorherigen Zeitsprunges entspricht. Auf merkwürdige Weise bleibt Elliot so die Einsichts- und Besinnungsmöglichkeit – und damit die Selbstgewissheit – über seine acht anderen oder vielleicht auch parallelen Leben verwehrt.

„Hahnebüchener Schwachsinn“, kann nur denken, wer noch halbwegs seine Sinne beisammen hat oder wer nicht auch nur die ersten zwei Kapitel von Lions menschheitlichem Memento-Mori-

Meisterwerk gelesen hat. Nach dem dritten Kapitel geht's dann jedoch erst richtig los und man ist geneigt, auch diesmal laut zu schreien: »Schwachsinn!«, aber schon geht's weiter und immer stärker wird der bekannte Lion'sche Sog, der einen zunehmend willenlos durch die Seiten zieht – bis zur Einsicht, die noch nicht das Ende ist.

Die novellistischen Handlungsstränge, die durch einen erstaunlich glaubwürdigen, manchmal ins Groteske gehenden Erzählstil bestechen, der mit Regionalismus sowie Zeit- und Lokalkolorit eingefärbt ist, bilden in chronologischer Abfolge den übergeordneten Plot des Buches. Lion lässt uns neben dem Römischen Kaiser Nero und Karl dem Großen nicht minder interessanten Bauern, Kriegern und Handwerkern begegnen – den Mikroebenen der Weltgeschichte. Allen gemeinsam ist die individuelle Bekanntschaft mit jeweils einem der mit Elliot verbundenen G-Brüder. Besonderes Augenmerk und Fingerfertigkeit legt Lion auf die Dialoge seiner Figuren – feinfühlig und präzise, wie beiläufig aufgezeigte Details eines prosaischen Alltagslebens bilden zusammen mit Elliots Gedanken den philosophischen Hintergrundkosmos. Den Gegenstand der Gespräche bilden so einfach wie unmissverständlich die Triebkräfte allen

Seins: Liebe und Macht. Hier entsteht der eigentliche Spannungsbogen, der überwölbt, was allenfalls erst am Ende, vielleicht aber auch gar nicht rational zu verstehen ist: kontrapunktische Variationen der anthropologischen Lebensrätsel, die fast identisch und immer so neu sind, dass sie den individuellen Tod vergessen lassen und in einem Strudel aus aristotelischem Drama und surrealer Groteske im Stillstand fortschreiten – ein gigantomachischer Zeiten-Suspense, der beim Blättern der wie surrende Sehnen klingenden Seiten des Buches Blut und Schweiß gefrieren lässt.

Dabei werden die unterschiedlichen Handlungszeiten so sehr ineinander verschmolzen, dass

kaum noch auffällt, in welcher Zeit man sich gerade befindet. Der Bezug dieser ewigen Gegenwart zur Jetzt-Zeit ist nicht nur intendiert, sondern evident und krass. Von US-Feuilletonistischen Literaturkritikern ist zu vernehmen, dieses Buch sei zwar genial, aber auch immens gefährlich. Die Gefahr stecke in seiner Radikalität im kritischen Umgang mit Demokratie, die unter dem Gesichtspunkt der Humanität mit anderen Verfassungsformen auf eine Stufe gestellt werde, wobei wir doch gerade in der aktuellen Weltlage zur Verteidigung unserer Werte so dringend auf sie angewiesen seien. Hierzulande möge man das vielleicht, und das ist zu wünschen, etwas anders sehen.

Was aber die Nachrichten zu Tage fördern, liefert uns allenfalls nur Bruchstücke der sogenannten Wahrheit. Was Otara hätte richten sollen, verschwindet unter dem Deckmantel der Loyalität. Die amerikanische Gesellschaft hat sich vermutlich zu oft neu zu definieren versucht. Was vom Elend der Wirtschaftskrisen und den Religionskriegen übrig bleiben wird, verdrängen wir erfolgreich oder können und wollen es auch gar nicht wissen. Und damit geht alles seinen gewohnten Gang. Dieser gewohnte Gang – history repeating –, die ihm eingemeißelte Trägheit und Gemütlichkeit oder die »Never change a running system«-Mentalität, das ist der so subtile wie fragile Boden des Romans, auf dem auch wir stehen. Und Lion breitet ihn so scharfzünftig aus, dass er letztlich doch die olympische Anklage erhellte.

»History Repeating« ist nicht nur ein gelungenes kulturelles und sozialpolitisches Abbild der Gegenwart mitsamt ihren Zeithorizonten, es beleuchtet und entlarvt zudem auch noch die Mechanismen eines politischen Machtapparates, der durch seine Omnipräsenz unsichtbar geworden ist und kaum noch in Frage gestellt, geschweige denn kritisiert wird. Ob »Gefangene der Zeitschleife« Fluch oder Segen für unsere Zukunftsgestaltung ist, wird sich zeigen. Klar ist: es gibt eine Zeit vor und eine nach diesem Buch – die Geschichte ist noch nicht zu Ende.

## Ein Pakt mit dem Teufel?

Das Debütalbum »Hours in the Waitingroom« von Jitter Jay beeindruckt durch konsequente Verweigerung. VON HILBERT AMMUN

**W**er Jitter Jay aus ihrem YouLoop-Kanal kennt, wird mehr als überrascht sein. Das Album »Hours in the Waitingroom« zeigt die Künstlerin von einer ganz anderen Seite. Bei genauerer Betrachtung gibt es aber im Zusammenspiel von Internet-Stream und Albummusik erstaunliche Parallelen. Dass die Platte, es darf auch eine CD sein, erst zusammen mit dem Musikkanal im Internet richtig Fahrt aufnimmt, muss einem erst mal gesagt werden – wenn auf dem Album auch einige Hinweise darauf versteckt sind.

Nach einem fünfminütigen Einstieg aus zerfetzten Klangsamples, die in einem Meer aus Stille treiben, versprüht das Album für einen kurzen Moment wohlige Wärme, die neben Joosh auch etwas an Foolaris erinnert. »For you!«, der zweite Titel trägt dann auch im Namen unseren, der Hörer Anspruch in sich: »Für Dich! Da, nimm was du willst und brauchst.«, scheint uns Jitter Jay damit sagen zu wollen. Tatsächlich erfüllt sich hier kaum die Sehnsucht nach einer launisch-gemühten Pop-Ballade, die »For you!« eben auch ist, sondern mehr der Kummer einer ganzen Generation, die sich mit dem aufgeblähten Synthie-Mainstream zu identifizieren versucht hat. Das Album nimmt einen langen Anlauf in den siebten Himmel, um dann ungebremst ins sprichwörtliche Nichts zu fallen. Man fällt aber sanft. Mit den Stücken »a«, »b« und »c«, wird orthografisch das zusammengehalten, was sich in der Folge in »1«, »2«, »3« und »I«, »II«, »III« numerisch widerspiegelt: das unendlich tiefe Versinken. Wäre da nicht die bezaubernd sanfte Stimme von Jitter Jay, die uns zu guter Letzt doch noch auf seidige Wolken bettet, auf denen wir sanft entschlummern können – im besten Falle.

Es ist nicht einfach, dieses Experiment, das unbedingt eine ganz körperliche Erfahrung bedeutet, auf ein Genre zu reduzieren. Die Ballade »For you!« ist da schlicht ein i-Punkt, oder auch eine ironische Geste, die über dem Album schwebt. Der Rest ist zu sehr Minimal, um es noch Minimalismus nennen zu können. Dennoch ist und bleibt es Musik, nicht mehr und nicht weniger. Soviel zu »Hours in the Waitingroom«, dem Debütalbum, das sich deswegen lohnt, weil es durch gekonntes Aussparen punktgenau aussagt, was die Musik schon so oft hätte sagen und bewirken sollen:

„Schweigt, ihr Tore und lauscht der Stille.“

Das Folgende überträte vermutlich meine eigene Vorstellungskraft, wenn ich es denn nicht selbst erlebt, sondern nur davon gelesen hätte. Ganz im Gegensatz zum besprochenen Album kann man auf Jitter Jays Stream-Kanal eine Musikerin bewundern, die vor allem durch ausgefeilte und intelligente Arrangements von geradezu epischer Monumentalmusik überzeugt. Das ist natürlich Geschmacksache, aber den Genius im Talent kann ihr niemand absprechen. Dass es nach nur einem halben Jahr der Webpräsenz zu einem Plattenvertrag kam, hat folglich niemanden wirklich verwundert.

Nun wird in der Vereinigung der Albumklänge und Jitters Internetmusik eine dritte Ebene geboren, die selbst vom haarsträubendsten Staunen nicht erreicht wird. Zu synchronisieren, was zusammengehört, dürfte nicht schwerfallen, wenn das einleitende »one two three four, one two« in »Count In«, dem Album-Opener, als Aufforderung zum Klick auf SkipIntro von jijay.com verstanden wird. Was sich dann offenbart, ist eine quadrophonische Ode der Glückseligkeit, die raffinierter nicht sein könnte. Zusammen mit den in sich schon engseligen Tonbausteinen des Albums ergeben sich jetzt erfindungsreiche Ergänzungen zur Onlinemusik mit betäubend schönen Jazz- und Septakkorden, kontrapunktierten Dissonanzen und Homophonien. Nicht zwei Hälften sind es mehr, die das Ganze bilden. Vielmehr wird das zweifach in sich Ganze jetzt zum gänzlich Vollkommenen.

Kaum zu glauben, aber Jitter Jay schreibt ein bleibendes Stück Geschichte, dessen Erinnerung es auch der Künstlerin selbst nicht leicht machen wird, das Vollbrachte zukünftig zu toppen. Die nötige Aufmerksamkeit für ihre folgenden Teufelsritte wird sie sicherlich bekommen, und wir sind gespannt, wohin die begonnene Reise gehen wird. Wenn nicht wirklich schon der Teufel mit Jitter Jay paktiert, wünsche ich ihr für ihren weiteren Weg zusätzliche göttliche Gnade.



# Bilderrausch kollektiv



## Wenn Fotografieren zur Sucht wird

Der allgegenwärtige Umgang mit fotografischen Medien und Mitteln wird nicht zuletzt aus Unwissenheit zu einer Gefahr. Jüngste Forschungsergebnisse deuten auf eine Bedrohung hin, die nicht zu unterschätzen ist. VON VOLKER JOPPE

**A**siatischen Urlaubern in Europa wird gerne ein kaum stillbarer Drang zu fotografieren nachgesagt, der mitunter an klassisches Suchtverhalten erinnert: raus aus dem Bus und dann wahllos draufgehalten, so lange die knapp bemessene Pause noch andauert. Hinterher hat man vielleicht sogar vergessen, dass man doch eigentlich zur Toilette musste oder dringend in eine der Raucherzonen... Dies stereotype Bild mag einer langjährigen Erfahrung entspringen, muss aber unbedingt erweitert werden. Längst ist die Flut der Alles- und Immerknipser nicht mehr auf bestimmte Gruppen Reisender zu beschränken. Die Möglichkeit, mit Handys, MP3-Playern oder auch Armbanduhren zu fotografieren, hat einen Trend geschaffen, der sich zu einer kollektiven Abhängigkeit auswachsen könnte.

Die Faszination der Fotografie ist seit ihrer Industrialisierung zum Ende des 19. Jahrhunderts ungebrochen. Als eine ganze Generation von Hobbyfotografen in den 1960er- und 1970er Jahren in den

wohlverdienten Jahresurlaub aufbrach, waren es die für den Massenmarkt tauglichen ersten Kleinbild-Spiegelreflexkameras, die einen großen Fotoboom auslösten. Der zweite, noch größere Boom begann dann mit dem digitalen Zeitalter der Fotografie – und er hält noch immer an. Waren es 1985 noch ca. 25 Prozent aller Deutschen, die selbst fotografierten, sind es mittlerweile bis zu 92 Prozent, die ein Gerät mit Fotofunktion besitzen und damit auch laufend Bilder produzieren. Im Gegensatz zu Hobby- und Berufsfotografen ist die Ambition und Motivation der meisten Fotoautoren eng an eine Vielzahl von vereinfachten medialen Verbreitungswegen der Bilder geknüpft. Ein Foto zu machen, heißt heute auch es zu zeigen, und zwar sofort einem potentiell millionenfachen Publikum. Die Aufnahmen, die es nicht auf eine öffentliche oder private Plattform schaffen sollten, dienen dann immer noch der Vergewisserung, der Auskunft oder einfach als Zeugnis eines selbstreferenziellen Übereifers. Sich allein mit Worten mitzuteilen scheint nicht mehr auszureichen, wenn der durch Bilder untermauerten Aussage zudem die Möglichkeit offensteht, sich besonders prägnant auch ins visuelle Gedächtnis einzugraben. Medienexperten sprechen im Zusammenhang mit dem heraufziehenden Bilderrausch allerdings schon seit Langem vom digitalen Rauschen, das erzeugt

wird, wenn die anwachsende Masse der Datenerzeugnisse das Einzelne aufsaugt und in einem einzigen grauen Wust ununterscheidbar miteinander vermengt.

Vielleicht wäre das nicht weiter schlimm und man könnte annehmen, dass die Bilder und das Bildermachen zu alltäglichen Bestandteilen menschlicher Kommunikation geworden sind, der Lärm und Geschrei ja gewiss nicht fremd sind – wäre da nicht das Problem mit den visuellen Fähigkeiten des menschlichen Gehirns. Der Umgang mit fotogra-

**Der Reiz der Fotografie liegt weniger in den erwartbaren Ergebnissen als in der Handlung selbst**

fischen Bildern bedingt nämlich einen Prozess der Umgestaltung der primären Schrinde. Etwa zwei Drittel der Großhirnrinde waren seit jeher an der Wahrnehmung, Interpretation und Beantwortung visueller Reize beteiligt, was vor allem von der Komplexität der zu verarbeitenden Signale dreidimensionaler Eindrücke herrührt. Nachweislich zeigt sich in Ländern mit einer hohen Dichte an Fotografen und kursierendem Bildmaterial ein deutlicher Rückgang der Gehirnaktivität im visuellen Cortex. Bilder sind per se zweidimensionale Abbildungen,

weswegen sie auch im Gehirn keine äquivalente räumliche Erfahrung ausbilden. Diese Tatsache ist ein wichtiger Grund für die zu registrierende kognitive Rückbildung. Ein zweiter Grund liegt in der Ausbildung und Erweiterung haptischer Fähigkeiten, die mit einer adäquaten Benutzung neuer bildgebender Verfahren notwendig werden. So fordert der Gebrauch von Tastatur und Touchscreen wichtige Kompetenzen der taktilen Wahrnehmung, die in besonderer Weise den Motorcortex beanspruchen. Der Motorcortex, auch motorische bzw. somatomotorische Rinde genannt, zieht aber nun weitere Energie aus der ohnehin schon vernachlässigten visuellen Hirnrinde ab. Ein Teufelskreis beginnt sich zu entspinnen, denn dem Energieausgleich wirkt das Gehirn mit einer wachsenden Ausschüttung an Dopaminen entgegen – und damit kommt es zur Sucht.

Man spricht dann von einem dysfunktionalen Gebrauch der Fotografie, wenn die Leidenschaft auch psychische oder soziale Leiden hervorruft. Das ist genau genommen schon jetzt bei mindestens 70 bis 80 Prozent aller Deutschen zu beobachten. Wie Studien belegen, vernachlässigen Betroffene vor allem soziale Kontakte. Eine ausgeprägte Abhängigkeit führt darüber hinaus zu einer eingeschränkten räumlichen und zeitlichen Wahrnehmung in der

realen Welt. Natürlich kommen noch andere psychische Störfaktoren hinzu, die sich schwer von der Fotosucht abgrenzen lassen. Dem Suchtkranken steht bei der Fotoabhängigkeit die Anwendung des Ursache-Wirkungs-Prinzips nicht mehr zu Gebote und das Belohnungssystem im Gehirn wird aktiv, sobald das Suchtmittel, die Fotografie, in irgendeiner Weise ausgeübt oder auch nur hinzu gedacht wird.

Es ist begründet anzunehmen, dass sich die Industrie in Zukunft dieses beunruhigenden Phänomens in nochmals gesteigertem Maße annehmen wird. Nicht aber mit dem primären Ziel, es einzugrenzen und seine Nebenwirkungen zu dämmen. Vielmehr kann erwartet werden, dass – wie so oft – auf Kosten unserer Gesundheit neue Kaufanreize geschaffen werden. Ohne Rücksicht auf Verluste wird ein riesengroßer Konsumapparat mit Hilfe eben jenes Suchtmittels, das es uns verkauft, dazu verleiten, noch mehr und mehr zu kaufen – halbseidene Therapieangebote mit Rückfallgarantie inbegriffen. Und wie mindestens eben so oft scheinen die Verantwortlichen nicht zu begreifen, dass auch sie sich im selben Boot befinden. Die sozialpsychologischen Nebenwirkungen einer Sucht nehmen prinzipiell auch auf Dealer und ihre Verluste keine Rücksicht.



Foto: Tobias Fritsch

## Der Esperantist

Als Netzphilosoph und Historiker beherrscht er nicht nur die universelle Sprache der Computer, den Maschinencode. In der am weitest verbreiteten Plansprache Esperanto sieht Jörg Hermann die größte Chance für einen gelungenen interkulturellen Austausch. VON TOBIAS FRITSCH

**E**ine greifbare Hoffnung auf den Weltfrieden, so ist die im Kern verborgene und vielleicht naive These des neusten Traktats zu umschreiben, mit dem Jörg Hermann einen noch unbeschränkten Weg in ein neues Zeitalter postuliert. Ungeachtet der vielfältigen Möglichkeiten des Internets läge das größte Potential hierfür in den Universal- und Plansprachen, so Hermann. Weniger auf die bestimmte Sprache selbst, als auf die Artikulation und Umsetzung der ihnen zu Grunde liegenden Konstrukte und Strukturen komme es an, die letztlich eben auch die Prinzipien von Maschinen- und Programmiersprachen ausmachen.

Hermann kann auf ein ereignisreiches Leben zurückblicken. Aufgewachsen im Nachkriegsdeutschland unter russischer Besatzung wurde der Beamtensohn früh mit einem kulturellen Umfeld

konfrontiert, das vom System her bereits einen tiefgehenden und zu überwindenden Zwiespalt in sich barg. Retrospektiv sieht Hermann darin eine wichtige Motivation, die seine Leidenschaft für Esperanto hat aufkeimen lassen. In der DDR gab es allgemein ein gesteigertes Interesse an der Plansprache Esperanto. Erklären lässt sich dieser Umstand einerseits mit der ohnehin systemisch angedachten Absicht einer Vereinigung der Arbeiter aller Völker, also die massenmäßig politisch und sozial-kommunikativ befreite Gemeinschaft, zum anderen aber auch mit der absurden, weil kontraproduktiven Unterdrückung entstehender Esperantoverbände. Das Verbot konnte aber in der Folge den Wunsch nach intellektueller Freiheit nur wachsen lassen. Dass die Idee der weltumfassenden Einheitssprache besonders in sozialistischen Ländern in urbare Erde fallen sollte, obwohl die DDR-Regierung ihrerseits die eigentlich selbst gewollte Vernetzung mit dem „Beschluss zur

Abuschaffung sprachbezogener Gesinnungsgemeinschaften mit dem Schwerpunkt einer toten Sprache“ untergrub, das kann von heute aus gesehen nur mit Unwissenheit erklärt werden. Dass Esperanto weder eine tote, noch eine vom Aussterben bedrohte Sprache ist, dafür bürgt die weltweit noch immer wachsende Anhängerschaft. Neben unzähligen Esperantoverbänden und jährlichen Weltkongressen der sprechenden Esperantisten, hat die Esperanto-Literatur, -musik und -filmwirtschaft einen steten medialen Verbreitungszuwachs über das Internet zu verzeichnen, wo auch groß angelegte Projekte, wie beispielsweise die Esperanto-Wikipedia mehr und mehr Ausweitung erfahren.

Hermanns Traktat ist in Esperanto verfasst, das sei einer Welt, in der die Aufmerksamkeit nur auf das Lauteste, Hellste und Grellste gerichtet ist, schuldig. Wenn sein Werk dazu bestimmt sei, den Weg in die Köpfe zu finden, dann würde

das schon geschehen, auch ohne Übersetzung, darauf vertraut Hermann. Es komme eben nicht auf die verwendete Sprache an, sondern auf den Inhalt, die Essenz und das ihr inhärente Drängen zu universalem Ausdruck. Die Ausstrahlung einer Theorie, ihre Fernwirkung, beruht auf ihren Strukturen. Dieses tragende Grundgerüst muss die Zeit und auch den Wechsel der Interpretationsmodelle, sowie ihre Anwendungsmoden, überstehen können. In diesem Sinne beschreitet Hermann einen zur Theologie sehr naheliegenden Pfad, jedoch in entgegengesetzter Richtung.

Esperanto ist keine tote Sprache, sie ist eine utopische Sprache. Ou tópos – der Nicht-Ort ist die mobile Stelle, an der die Essenz des Lebendigen sich entwerfungsartig lokalisieren kann. Auch der Esperantist braucht deswegen keinen festen Ort für seine Visionen; Ideen tragen sich auch ohne materielle Substanz weiter. In Hermanns Buch „Ideo“

(deutsch: Idee) wird eine Idee entworfen und vermittelt, die ihr Dasein auf ganz herkömmliche Weise auf zellulose-basierendem Papier fristet. Das könnte sich aber ändern, wenn sie ihren Weg dann endlich in die Gedanken nimmt. So wie die Plansprache selbst in ihrer eigentümlichen Künstlichkeit einem weltfremden Konstrukt ähnelt, so verkörpert auch Hermanns Idee eine in sich zwar strukturell und signifikant schlüssige, jedoch ebenso abgeschottete und realitätsferne Einheit.

Man ist schon dazu geneigt, diese Sache einen Roman zu nennen, doch das trifft es ebenso wenig wie die Gattung der Literatur überhaupt. Vielleicht ist selbst die Bezeichnung Buch schon zu viel. Reduziert auf den Titel „Ideo“, kommt der Inhalt womöglich seiner Bedeutung und damit sich selbst am nächsten.

## Mode schöpfen oder Leben retten?

Nicht nur in der Schmuckindustrie erfährt der Goldfadenklee eine Renaissance. Dass das Rosengewächs eine wichtige medizinische Bedeutung hat, wussten schon die Ehytärer. VON JEANNETTE OLSEN

**A**ls sich im 18. Jahrhundert die feinen Damen an den europäischen Adelshäusern mit den filigranen Samenfäden des trifolium aurifer, des Goldfadenklee, schmückten, war es natürlich ein Zeichen von Reichtum und Macht, das man mit den glänzenden Spiralen an Ohrklappchen und Elfenbeinhalsen aussandte. Man bewies aber auch Risikobereitschaft und stellte seine Abenteuerlust mit einer Zierde zu Schau, der ein Hauch von Tod anhaftete. Die Zuchtanlage, die seit etwa hundert Jahren domestiziert wird, hat nur noch wenig mit ihren ursprünglichen Artvätern gemein. Als die ersten Europäer in noch vorkolonialer Zeit im zentralafrikanischen Beckengebiet den Goldfadenklee zu Gesicht bekamen, staunten sie nicht schlecht. Auch heute noch ist der Zauber dieser bemerkenswerten Pflanze ungebrochen. Der gelehrte Geistliche Hubertus von Wolfen führte um 1900 das feine Gewächs im Traktat über die „Wahrheit der Welt“ als Gottesbeweis mit auf.

Wie ihre Entdecker jedoch bemerken mussten, war der Umgang mit diesem Zaubergras von geteilten Mächten begleitet, wie die Klinge eines zweischneidigen Schwerts – der Ur-Goldfadenklee ist äußerst giftig, sollte man den richtigen Moment der Ernte verpassen. Das Gift, das die Pflanze besonders hoch konzentriert in ihren Samenfäden produziert, entsteht erst durch eine Reaktion mit Sauerstoff, nachdem der ausgereifte Samen vom Winde verweht wurde. Dies geschieht in der Regel in der Dämmerung, der genaue Zeitpunkt richtet sich allerdings nach den jeweiligen klimatischen Bedingungen. Das entscheidende Enzym zur Herstellung des Gifts benötigt viel Wasser mit anschließender Hitzeinwirkung, weswegen es durchschnittlich nur zweimal im Jahr zur Fortpflanzung kommen kann. Das ist die Zeit, in der der Goldfadenklee nicht

geerntet werden sollte. Die Pflanze bildet in dieser Zeit nicht nur das todbringende Gift, sondern strömt auch einen für viele Tiere unweiblichen Duft aus. Wird der Samen gefressen, verendet das Tier unverzüglich, und sein Kadaver bietet der neuen Goldfadenkleepflanze einen wichtigen Nährboden für ein zügiges Gedeihen. Die Produktion des Giftes hat aber im Laufe vieler Generationen deutlich abgenommen. Anzunehmende Gründe dafür sind die extensive landwirtschaftliche Nutzung der Pflanze in gemäßigteren Zonen sowie die andauernde, mittlerweile über das ganze Jahr verteilte Ernte. Zunächst hielt der Goldfadenklee Einzug in Nordafrika, später dann im gesamten Mittelmeerraum. Anfängliche Misserfolge der Zucht konnten durch die wachsende Leder- und Talgindustrie beseitigt werden. Denn diese stellte Kadaver in ausreichender Zahl für die Aufzucht der jungen Pflanzen bereit. Das nun nicht mehr überlebenswichtige Gift wie auch ihren Lockstoff bildete die Pflanze allmählich zurück. Nach wie vor benötigt der Goldfadenklee aber seinen angestammten Nährboden aus animalischen Fetten und Eiweißen, was nicht nur Tierschützer auf die Barrikaden treibt. Wurden zunächst noch tierische Abfälle für den Anbau benutzt, macht es die heutige Vollverwertung der Nutztiere nötig, Tiere eigens für den Goldfadenklee zu halten, zu ernähren – und zu töten.

Aller noch so absurden Anstrengungen zum Trotz, konnten sich bis jetzt keine synthetischen Alternativen zu dem (giftigen) Schmuck mit Verfallsdatum etablieren. Der teuer zu produzierende Goldfaden verliert nämlich seine Schönheit, und zwar je nach Lagerung und Pflege schon nach ca. vier bis sechs Wochen. Genau das macht seine Attraktivität und Einzigartigkeit aus, denn in ihm spiegelt sich dasjenige hell und klar wieder, was sonst unvermeidlich in schlechtes Licht fallen muss:

**Der Goldfadenklee-schmuck ist ein Flirt mit Dekadenz und Verschwendung**

die Vergänglichkeit und Korruptibilität von Schönheit und Macht. Diamants are forever – Goldfadenklee vergeht. Wer sich mit ihm schmückt, schmückt sich mit Dekadenz und bewusster Verschwendung. Er zeigt, dass er es sich leisten kann, zu kaufen und hingebungsvoll wieder aus der Hand zu geben und nicht auf seit Generationen Gehortretes aus antiken Schmuckkästen zurückgreifen muss. Das tödliche Gift ist der Pflanze genommen worden, einen Hauch von Tod führt sie aber nach wie vor mit sich.

Auf ein Interesse von anderer, wenn auch nicht gänzlich anderer Art, stößt der Klee inzwischen in der medizinischen Forschung. Seit Jahren forschen Wissenschaftler in den USA mit Hilfe der Pflanze an der Entwicklung einer neuen Therapie zur Krebshheilung. Auf die Spur des Giftes und seiner – in der richtigen Dosierung – heilenden Wirkung kam der Hockward Absolvent und Etymologe Tom Jerrys. In einer Studie über afrikanische Sprachen entdeckte Jerrys einen Zusammenhang zwischen dem ehytäischen Wort für Goldfadenklee und dem Wort für körperliches Unwohlsein. Letzteres beschreibt einen menschlichen Zustand, der mit auffällig vielen Symptomen der meisten Krebserkrankungen einhergeht. Zu Beginn der 1990er Jahre und damit rund zwanzig Jahre nach Jerrys Studie wurden holländische Mediziner erstmals auf diesen Zusammenhang aufmerksam und begannen mit dem Goldfadenklee gezielte medizinische Untersuchungen. Mittlerweile ist bekannt, dass die Ehytärer das Gift tatsächlich zur Behandlung krebserkrankter Menschen einsetzten.



Foto: Michael Grottel

Domestizierter Goldfadenklee ist auch in manchen Haushalten zu finden

# Über den Dächern

Eine neue Generation von Freeclimbern macht sich über die Städte her. Sportlicher Selbstmord ist das nicht. VON VICKY LÖRCH UND BENN BURG

„Fast ist es so, als könne man fliegen“, schwärmt der 35-jährige Felix M. nachdem er, noch etwas außer Atem, im dritten Stock einer Karlsruher Bauruine zu uns durchs Fenster steigt.

Er hat sich den Namen Flex gegeben und so sollen wir ihn auch nennen. Dass wir uns hier mit Flex treffen, ist sein Wunsch. Er wollte uns überraschen. Das hat er geschafft. Wie Detektive sind wir nach seinen präzisen Anweisungen einem Weg gefolgt, der uns in diese Ruine führte. Dann kam Flex – durch das Fenster. Das haben wir uns zwar anders vorgestellt, aber dann war es doch schon geschehen. Beim Redigieren dieses Artikels bekommen wir weiche Knie, auch der Nachschweiß kann kaum dem Wetter geschuldet sein. Für weitere Waghalsigkeiten fehlten Kraft, Mut und Leichtsinns und so haben wir das Foto digital bearbeitet. Flex stand an der Hauswand auf dem Boden, das rechte Bein angehoben. Ein kleiner Kampf war es schon, ihn davon abzuhalten erneut zu klettern. Doch wir hätten das nicht überstanden, rechtlich nicht im Unglücksfall und seelisch nicht im Glücksfall.

Flex ist Mitbegründer der Klettergemeinschaft Cliflex, daher auch sein Pseudonym. Cliflex ist ein Kofferwort, das sich aus den Begriffen Climbing und Flexibel zusammensetzt. Dass Kletterer flexibel sein sollten, ist hierbei aber weniger gemeint, weil selbstverständlich. Der Ort, also der ursprüngliche Berg, der zu besteigen ist, hat sich gewandelt, ist flexibel geworden. Berg nennen die Cliflex heute eben die Gebäude, zumeist alte Industrie-Ruinen, die sie besteigen, und davon gibt es nicht nur in Karlsruhe heutzutage noch eine Zahl, die an die Alpengipfel reicht. In der Szene spricht man gerne mal von einem Fünf- oder Sechstausender, je nachdem wie viele Stockwerke das bezungene Gebäude hat. Abstürze gab es noch keine, zumindest wird in der Szene nicht davon geredet. Überhaupt ist es gar nicht ein-

fach, mit einem der Cliflex-Climber ins Gespräch zu kommen. Die neue Sportart verstößt gleich gegen eine Reihe von Auflagen und ist rechtswidrig. Flex hingegen hat sich mit uns getroffen und scheut die Öffentlichkeit nicht. „Es gibt viel zu tun für unseren Sport“, erzählt er. „Wichtig ist, dass die Menschen mitbekommen, dass wir nichts zerstören wollen und auch niemandem Schaden zufügen.“ Der Stadtrat hat im letzten Jahr das Klettern an Hauswänden verboten und mit einer saftigen Geldstrafe belegt. „Wir sind nicht lebensmüde. Jeder von uns kennt seine Grenzen. Wir müssen uns nichts beweisen. Eigentlich sind die meisten von uns eher ausgeglichene und fröhliche Menschen.“ Flex kann nicht bestraft werden, solange er nicht auf frischer Tat erwischt wird oder es nicht eindeutige Beweise für sein unerlaubtes Klettern gibt. Unser Foto, dafür sollte uns Flex dankbar sein, kann nicht gegen ihn verwendet werden.

Die Ruinenkletterer sind nicht nur lebensbejahende Menschen mit echtem Sportsgeist, sie sind waschechte Alpinisten. Viele von ihnen haben sich schon auf einigen (echten Berg-)Gipfeln der Welt herumgetrieben. Zu den überwiegend jungen Funsport-Athleten zählen aber auch Beamte und Banker. Geklettert werden kann quasi überall, darin liegt die Faszination.

Cliflex betreibt einen Sport, der weder auf Wettkampf noch auf Konkurrenz aus ist. Man begreift sich nicht als Rivalen und pflegt einen freundschaftlich-kollegialen Umgang, obgleich so-

wohl dem Klettern wie auch diesen Sportlern etwas kauzig Eigenbrötlerisches anhaftet. Wesenszüge, die bisweilen auch überlebenswichtig sein können. Um sich nicht in Gefahr zu begeben, muss sich der Kletterer besonnen auf sich und seine Umgebung konzentrieren. Es kann wirklich von Besinnung gesprochen werden, da es bei diesem Sport stark darauf ankommt, dass sich der Kletterer mit dem Ort, an dem er agiert, in inneren Einklang bringt. „Ich brauche keinen 8.000er in Nepal. Hier zu Hause kommt der Berg quasi zu mir. Aber ich bin auch wahrlich kein Prophet, die echten Berge sind nicht nur ferner, sondern auch einfach viel gefährlicher.“ Flex formt mit den Händen eine Bergspitze in die Luft, nein es ist ein Hausdach, oder vielleicht beides? Mit Erscheinungen wie Feelrunning oder Parkuhr möchte sich Cliflex nicht vergleichen. Die Jungen Wilden seien viel waghalsiger als Cliflex, sagt Flex. Außerdem seien das oft Schraffierer und Hip-Hotter. Mit denen wollen sie nichts zu tun haben.

Die deutsche Politik schätzt das anders ein. Obwohl diesen Sportarten, das zeigt die Statistik, wie auch dem klassischen Bergsteigen ein weitaus höheres Gefahrenpotential innewohnt, sind sie in keinem Land verboten. Die Todesrate von z.B. Bergsteigern ist enorm hoch, dazu kommen noch die Opfer der Rettungsorganisationen. Das scheint dem politischen Willen egal zu sein – Gerüchten zufolge wird vielerorts mittlerweile schon der Abbruch subventioniert, um dem

Kletterspaß ein Ende zu bereiten. Die Angst scheint groß, dass dieses Zeitgeistphänomen die Rückeroberungsbewegung des urbanen, sprich öffentlichen Raumes befeuern könnte. Weniger die Verletzungsgefahr als vielmehr der revolutionäre Gedanke hinter der neuen Sportart stößt auf großen Widerstand. Um der Idee eines Gemeinschaftsraums, frei zur polyfunktionalen Nutzung für Jedermann, schon im Vorfeld den Nährboden zu nehmen, werden Menschen wie Flex kriminalisiert und als lebensmüde Selbstmörder dargestellt. Flex aber hat uns beeindruckt, weniger durch seine Art, als durch seinen kontrollierten Mut. Sein Klettern verändert nicht unmittelbar etwas, dadurch wird die Welt nicht gerettet, auch wenn Flex etwas von einem modernen Weltretter an sich hat – sachlich, vernetzt, entschieden positioniert, vielleicht ein wenig verrückt, aber sympathisch. Wir konnten von ihm lernen, dass es nicht immer auf abstrakte Letztverantwortung ankommt. Der Mut liegt in der Veränderung selbst, die sich Zug um Zug in unseren städtischen Himmel stemmt.



Cliflex ist eine Vereinigung von jungen Kletterern. Flex, der seinen vollständigen Namen nicht veröffentlichen möchte, klettert für uns an der Fassade einer Industrie ruine. Das Foto haben wir allerdings später nachgestellt.

# »In den Ruinen leben die Geister«

Was wir aus Leerstand lernen und warum der Neuaufbau die Städte verarmt, weiß Jungautorin Erika Gesellschaft. VON HEIKA SCHUHWALD

**PANHORAMA:** Frau GESELLSCHAFT, Sie haben sich in ihrem literarischen Werk immer wieder mit Angst und Depression beschäftigt. In ihren Büchern wird auch oft eine innere Leere thematisiert – und die Flucht vor ihr, eine Art allgegenwärtiger horror vacui. Inwiefern bezieht sich der in ihrem neuen Buch beschriebene Immobilienleerstand metaphorisch auf diese innere menschliche Leere?

**GESELLSCHAFT:** Zunächst sollten wir feststellen, ob es da überhaupt einen Bezug gibt. Aber ja natürlich, den gibt es. Die Idee zu diesem Buch ist eigentlich schon relativ alt, aber ich hielt die Übertragung eines Phänomens wie schrumpfende Städte oder Gentrifizierung – das kann ja auch im weitesten Sinne mit Leerstand zusammenhängen – immer für platt und auch nicht wirklich neu. Ich glaube aber, dass das Thema mehr und mehr in Vergessenheit gerät und dass in vielen Teilen Deutschlands der Immobilienleerstand nicht gerne gesehen wird, weswegen man ihn durch Abbruch beseitigt. Beides, die Desensibilisierung der Bürger und die Entfernung des Leerstands, führt zu einer Art Kulturamie, die nicht mehr leicht aufzufüllen sein wird. Vielleicht ist der Bezug also eher an eine GESELLSCHAFTLICHE Leere geknüpft als an die eines einzelnen Individuums.

**PANHORAMA:** Was glauben Sie, sagt der Leerstand über eine GESELLSCHAFT aus?

**GESELLSCHAFT:** Wichtiger finde ich die Frage, was das Fehlen von Leerstand über eine GESELLSCHAFT aussagt. Und zwar dann, wenn es ihn doch eigentlich geben müsste.

**PANHORAMA:** Und?

**GESELLSCHAFT:** Vielleicht fragen Sie da die falsche Person. Ich glaube, man kann sehr viel davon ableiten. Möglicherweise liege ich falsch, aber wenn man sich in Europa umschaut, kann man in etlichen Städten beobachten, wie mit Leerstand und Bauruinen umgegangen wird – und das Verhalten gleicht sich. Wir haben, beziehungsweise wir sollten uns auf eine lange Tradition verlassen können, in der das Alte, wenn auch nutzlos und überlebt, nicht achtlos weggeworfen wurde. Das heißt, dass das Alte gerade nicht unter immensen Arbeitsaufwand zerstört wurde. Wir haben die Aufgabe, etwas von dem zu bewahren, was uns und unseren Vorfahren wichtig war. Später werden die nachfolgenden Generationen es uns danken. Das war schon immer so. Denken Sie an Italien und Griechenland.

**PANHORAMA:** Aber dort hatte man keine andere Wahl, weil seit Jahrhunderten die Mittel für den Abbau fehlten.

**GESELLSCHAFT:** Das ist wahr. Man hat jedoch daraus gelernt und sich die unumstößliche Situation gewissermaßen organisch angeeignet – Weitermachen, Fortsetzen, statt dem ewigen Neuanfang. Eigentlich hätte auch Deutschland ein klares Bewusstsein für eine geschichtliche Aufbewahrung und Transformation entwickeln können und sollen. Ganz besonders Deutschland. Im Gegenteil haben wir aber hier, vielleicht begünstigt durch den Krieg, der soviel zerstört hat und für dessen Folgen wir auch in dritter Generation noch büßen müssen, den Drang nach ständiger und

radikaler Erneuerung, die uns vielleicht endlich vergessen lässt – was auch immer.

**PANHORAMA:** Die eigene Schuld vielleicht?

**GESELLSCHAFT:** Möglicherweise.

**PANHORAMA:** Und wo steht jetzt der Mensch in ihrem Buch?

**GESELLSCHAFT:** Das ist die entscheidende Frage. Der Mensch befindet sich natürlich immer im Zentrum von Allem. In meinem Buch geht es um Architektur und Städtebau im weitesten Sinne und im Besonderen um die metaphorische Bedeutung von Leerstand und dem Umgang mit ihm. Wenn wir den Menschen verstehen wollen, gilt es ihn zu untersuchen, d.h. ihn zunächst genau zu beobachten. Das geht aber wiederum nur in einer der menschlichen Natur gemäßen Umgebung. Weswegen das Studieren von Tieren in Gefangenschaft zu diesem Zwecke nie funktionieren kann, jedenfalls nicht umfassend und dort, wo es interessant wird. Wenn wir aber unsere eigene Umwelt immer wieder neu entwerfen – tabula rasa heute und auch morgen wieder –, dann verlieren wir nicht nur die Erinnerung, sondern auch eine entscheidende momentane Orientierungsgröße. Kennen Sie das Gefühl an einem Haus vorbeizukommen, das sie mal bewohnt haben? Vielleicht in einer anderen Stadt?

**PANHORAMA:** Ja, ein schönes, aber mitunter auch traurig-nostalgisches Gefühl. Je nachdem, welche Erinnerungen gerade ausgelöst werden.

**GESELLSCHAFT:** Genau. Aber Sie sind am Ende froh über die Erinnerungen, wie diese auch qualitativ ausfallen mögen. Wenn aber im Extremfall das Haus gar nicht mehr existiert, werden Sie mit einer Lücke konfrontiert, die Sie irgendwie ausfüllen müssen. Das ist wie der Tod eines Freundes. Das ist nicht einfach. Stellen Sie sich vor, es gäbe die Stadt nicht mehr, in der sie wohnten. Wir kennen solche Fälle. Wenn ganze Landstriche und Dörfer dem Tagebau zum Opfer fallen. Dann haben sich die Leute reihenweise das Leben genommen. Bei Vertreibungen ist das anders, denn bei ihnen gibt es zumindest noch die Gewissheit des Vorhandenseins ehemaliger Wohnstätten, wenn möglicherweise auch nur als Ruinen. Aber die vermittelt wenigstens so etwas wie Hoffnung. Der Leerstand ist wichtig für uns, nur will das keiner verstehen. Wieso möchte kein Querschnittsgelähmter auf seine nutzlosen Beine

verzichten? Weil sie für ihn nicht komplett nutzlos sind. Sie geben ihm Identität. Die leere, beziehungsweise gefühlleere Hülle bleibt immer noch ein Teil vom Ganzen. Vom Menschen ebenso wie von der Stadt. Der Geist lebt weiter – in den Ruinen.

**PANHORAMA:** Das heißt, wir vernichten durch den Rückbau auch einen Teil unserer Identität? Was aber, wenn wir uns einfach nicht mehr mit der Vergangenheit identifizieren wollen?

**GESELLSCHAFT:** Das wäre falsch – und gefährlich! Die Vergangenheit ist und bleibt eben ein Teil, ein wirklich essenzieller Teil von uns. Wenn ein Mensch seine Vergangenheit nicht mehr als die eigene Identität begreift, verleugnet er nicht nur sich selbst, sondern

auch seine Umwelt, die ebenfalls eine Vergangenheit hat, die sich mit der seini- gen Vergangenheit verschränkt. Die Vergangenheiten vermischen sich so, dass sie sich niemals auf einzelne Individuen alleine beschränken lassen. Deswegen ist das Vermächtnis einer Kulturgeschichte immer auch die eigene Vergangenheit – unmittelbar und mittelbar. Wer das Vergangene zwanghaft unterdrückt, der kann immer noch durch Erinnerungstechniken wie die Psychoanalyse mit Dingen konfrontiert werden, die ihn zunächst überraschen mögen, weil sie aus dem Aufmerksamkeitsfokus verbannt wurden – aber am Ende bleibt wenigstens die Hoffnung, vielleicht wieder ein

stabiles Ganzes zu bilden.

**PANHORAMA:** Und wie könnte Deutschland zu einem Ganzen zurückfinden?

**GESELLSCHAFT:** Man muss auch sagen, dass es manchmal eben einfach zu spät ist.

**PANHORAMA:** Sie meinen, wir haben die Chance verpasst?

**GESELLSCHAFT:** Meine Lieblingsantwort wäre zu polemisch, also muss ich das differenzieren. Schlimm ist, dass es viele Chancen gibt, die wir immer wieder verpassen. Ein starkes Gefühl des eigenen Selbsts existiert oder entsteht eben aus vielen einzelnen Teilen. Diese Teile werden weniger. Was übrig bleibt, ist das Fehlen von Existenz – und die Sehnsucht nach ihr. Leerstand ist ein Begriff, der sich auf eine Sache bezieht. Das Wort »leer« aber wird falsch verstanden, wenn man den Ort mit einschließt.

**PANHORAMA:** Aber es gibt doch zahlreiche

Erika Gesellschaft ist 29 Jahre alt. In Bielefeld hat sie im letzten Jahr ihr Psychologiestudium beendet und veröffentlichte dieser Tage ihren bereits dritten Roman mit dem Titel »Geisterstadt«, der mehr noch als die vorherigen einen kulturpsychologischen Abriss der Gegenwart zu liefern verspricht. Ein immens hoher Anspruch, aus dem eine schwere Bürde werden könnte. Die Autorin aber scheint gelassen und unterhält sich gerne über Haustiere, auch mit Heika Schuhwald, die das Gespräch führte.



Beispiele für erfolgreiche Neubebauung.

**GESELLSCHAFT:** Diese Lückenfüller sind, identitätspolitisch gesehen, wirkungslos. Was ihnen fehlt, ist eine natürlich gewachsene Bindung zum Menschen, eine Art direkte historische Signifikanz. Ich denke, die Wirkungsstärke Architektur als Wohnraum, aber auch als Industrie oder Kulturort – das lässt sich schwer trennen – bildet in Verbindung zum Menschen und zur Geschichte immer eine Triade. Wenn der Raum fehlt, sind wir vaterlos. Das symbiotische Leben mit Zeit muss durch eine Instanz relativiert werden, die man allgemein als Raum bezeichnen kann. Das ist eben der Wohnraum. Franz Wiedemann hat im 19. Jahrhundert mit bedeutender Weitsicht und trotz der damaligen Wirren in den Liedtexten von »Hänschen klein« und mehr noch in »Wo's Dörflein traut zu Ende geht« die richtigen Worte gefunden.

**PANHORAMA:** Jetzt fällt es mir schwer, Ihnen zu folgen.

**GESELLSCHAFT:** Das besungene Elternhaus vereinigt symbolisch die entscheidenden Pole einer universell-umschließenden und gegliederten Kindheit mit Mutter und Vater. Die Analogie zur Architektur als Vaterfigur verschachtelt sich zwar in eine weitere Ebene, aber ihre Funktionsweise ist die Gleiche.

**PANHORAMA:** Geht es dabei auch um Traditionsgut und ist es Ihnen wichtig, dieses unbedingt zu pflegen?

**GESELLSCHAFT:** Ja, vielleicht haben Sie es damit auf den Punkt gebracht. Ich selbst, und das ist vielleicht auch ein Signum meiner Generation, habe es nicht so mit den Traditionen. Vielleicht ist das aber auch ein Zeichen der Stadtplanungspolitik, des Rückbaus etc., kurz unseres Zeitgeistes. Aber ich beobachte natürlich andere Menschen und glaube zu

sehen, welch hohen Stellenwert eine traditionsorientierte Ordnung für einige Menschen haben kann. Wenn das sprichwörtliche Elternhaus fehlt, dem fehlt vielleicht auch die Ordnung. Und an ihre Stelle treten andere Ordnungen, Pseudoordnungen, die viel rigider und hierarchischer sein müssen, um eine vergleichbare Wirkung zu entfalten.

**PANHORAMA:** Damit sind wir wieder etwas näher an einem greifbaren Sachverhalt. Kann man zusammenfassend sagen, dass es Ordnung gibt, wenn bewahrt wird, und, dass Ordnung andernfalls fehlt?

**GESELLSCHAFT:** Wir schaffen uns wohl immer unsere eigene Ordnung, in der wir existieren können, egal wie gesund oder ungesund ihr Ausmaß ist. Fehlt die Tradition, wird eventuell eine Lücke mit erfundenen Ritualen gefüllt. Diese Rituale werden heute schon oft mit Tradition verwechselt. Bei Ritualen besteht außerdem noch die Gefahr, dass sie zu Zwängen werden können.

**PANHORAMA:** Haben Sie Zwänge?

**GESELLSCHAFT:** Jede Menge.

**PANHORAMA:** Macht sie das unglücklich?

**GESELLSCHAFT:** Mich macht glücklich, dass ich herausgefunden habe, dass es diese Zwänge gibt und mehr noch, dass ich einigermaßen mit ihnen leben kann. Was mich definitiv unglücklich macht, das sind die Menschen, die das nicht sehen und gelernt haben. Die sind nämlich auch für den gefühls- und verantwortungslosen Rückbau unserer Lebenswelten verantwortlich – da haben Sie also doch noch meine polemische Lieblingsantwort.

**PANHORAMA:** Vielen Dank für das Gespräch.

**GESELLSCHAFT:** Ich danke Ihnen. Und grüßen Sie Ihre Katze.

Jetzt neu im Panhoramaverlag!

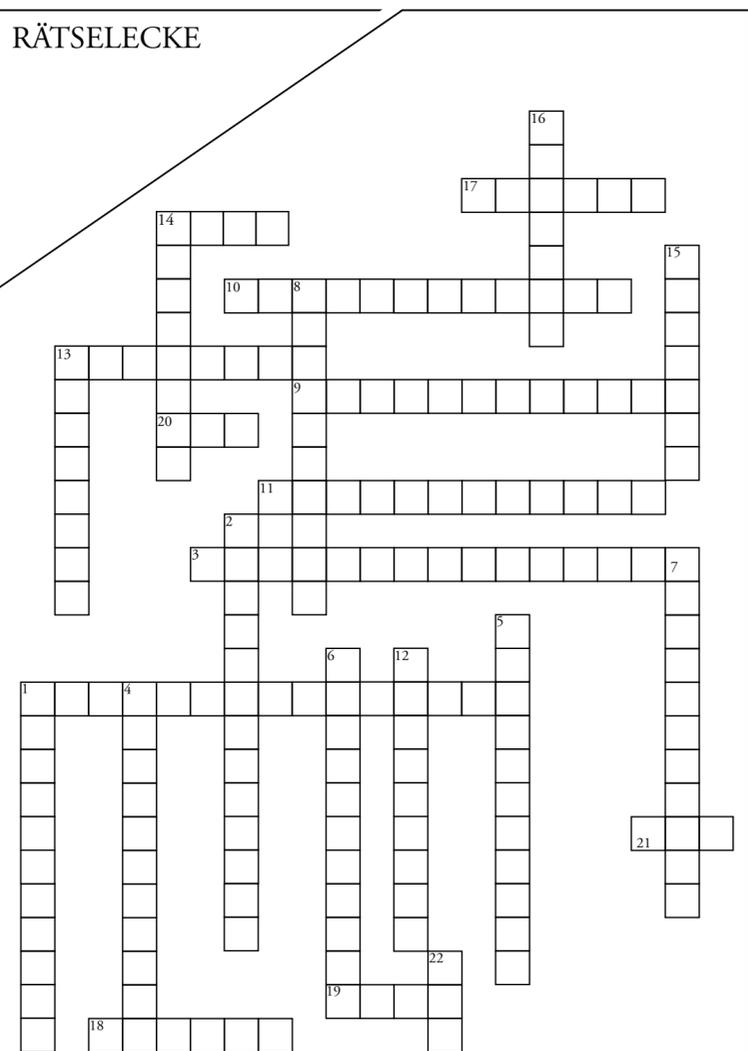
Pünktlich zur Buchschau präsentieren wir ausgewählte Meisterwerke zum Sonderpreis.



14,90 Euro

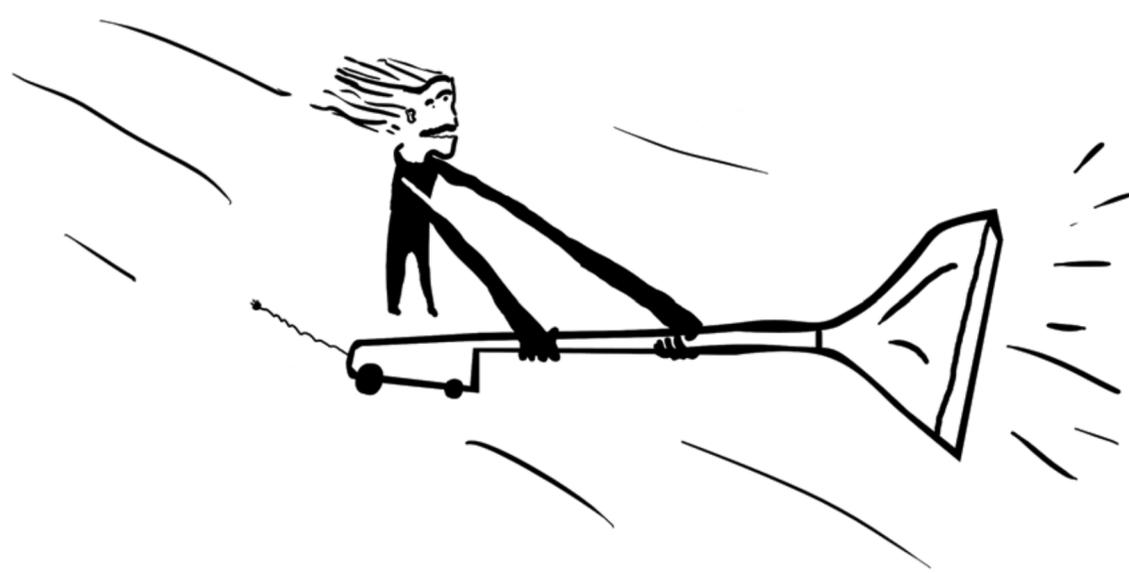
**PANHORAMA**  
VERLAG

## RÄTSELECKE



**Waagrecht:** 1 Wer dabei nicht zu zittern beginnt, hat was im Kasten 3 Nicht Löwen, noch Pferde und Giraffen, aber wie die Affen: immer nur im (Plenar-)Kreise dort 9 Wer sich ihr in den Weg stellt, schwimmt gegen den deutschen Strom/punkt 10 In ihr geht die Aussicht auf den Leim 11 Wir trinken in ihr nicht auf ihren griechischen Untergang 13 Das ist ja wie Äpfel vor die Säue werfen, wenn ihm eine abgeht 14 So ist's der Brauch. Hier und da und dann und wann. Aber immer anders 17 Hier spukt so manches Gespenst durchs Unterholz, das hier zurückerober hat 18 Nur die Sonne war Zeuge, als er baden ging 20 Im politisch rechten Winkel wäre es keine Verschmutzung (Abk.) 21 Hier geht in Rauch auf, wer den Pinsel schwingt (Abk.)

**Senkrecht:** 1 In denen kommt man gerne zu spät nach Hause, auch wenn's Dresche gibt 2 Vierblättrig wäre ihm auch nicht geholfen, wenn schon adelige Häse sich nach ihm reckten 4 So wie es sprießt und gedeiht, so lässt sich's besser leben mit der Kohle und Asche, wenn man's glaubt 5 Ach, ich hab mich doch bewegt. Dann kann ich mir ja eine Rinde davon abschneiden 6 So lässt es sich gut von der Klippe, aber nicht dem Teufel von der Schippe springen, wenn sich alles verschlummert hat 7 Er hat sich gemauert und hängt nicht mehr nur an gleichfarbenen Fliesen 8 Wenn die ganze Welt verzichtet, muss Deutschland erst noch hochschalten 12 Dabei gab's ein Schwein zum Glück, der Rest ist Grimmsche Geschichte 13 Ha, das fehlt ja wohl hier für den Überblick! 14 Vergrößerungsglas für 14 waagrecht 15 Was ist denn das für ein Tiker? 16 Klingt wie der angelsächsische Höhepunkt, nur flexibler. Die wollen aber auch hoch hinaus 22 Mit Initialen doch-codier-par zu machen



## Wie ein Staubsauger mir unverhofft zu mehr Virilität verhalf

Eigentlich interessiere ich mich nicht sehr für Haushaltsgeräte, und das gilt insbesondere auch für Handstaubsauger. Aus einem mir unbekanntem Grund, vielleicht einer perfid-viralen Werbung wegen, will ich jetzt aber unbedingt einen haben. Im Falle solcher Gelüste gehe ich normalerweise bei nächster Gelegenheit in ein Kaufhaus und erwerbe unverzüglich das Objekt meiner Begierde. Doch eine rezente und durchaus herbe Enttäuschung nach dem Kauf einer sogenannten »Espressomaschine« lässt mich, was ich sehr bedauere, in Zukunft wohl genauer hinschauen. Das Internet verspricht da die umfassende Produktaufklärung, die ich jetzt nötig habe, doch liegt ihm Enttäuschung wohl ebenfalls nicht fern.

Ich gebe mich dennoch auf die Suche im Netz und werde den besten, schönsten, praktischsten und nicht zuletzt billigsten Handstaubsauger aller Zeiten finden und sodann auch gleich bestellen. Zunächst aber gilt es, genauer zu umkreisen, was meine Suchanfrage denn exakt beinhalten soll, denn mit dem Begriff »Handstaubsauger« allein ist es nicht getan. Schon bei einer einfachen Bildersuche zeigt sich, dass offensichtlich die meisten Hersteller und Anbieter unter »Handstaubsauger« etwas ganz anderes verstehen als ich. Was mir Google zeigt, sind zum allergrößten Teil ganz normale und ordinäre Staubsauger. Also mache ich den Test und suche nach »Staubsauger«. Das Ergebnis weiß nicht zu verblüffen, denn es ist nahezu identisch mit dem ersten. Ich versuche es ein weiteres Mal mit »Akku Staubsauger«, doch: Unverändert. Ich muss meine Vorstellung vom guten alten Handstaubsauger, der noch im Achtziger-Jahre-Braun chameleonartig an Mamas gleichfarbenen Küchenfliesen bequem in der Ladestation hing, wohl aktualisieren. Der immer betriebsbereite und zuverlässig nach fünfminütigem Saugen leer werdende Handstaubsauger hat sich gemauert, so scheint's. Dank Lithium-Ionen oder eines Polymer-Akkus unterliegt der stromnetzunabhängige Staubsauger nun keiner Maximalgröße mehr, so weit verstehe ich die Sachlage. Dass man aber auch jeden noch so stinknormalen Staubsauger als »Handstaubsauger« bezeichnen muss, nur weil man ihn offensichtlich noch immer mit der Hand bedient, so weit will ich mit meinem Verständnis nicht gehen.

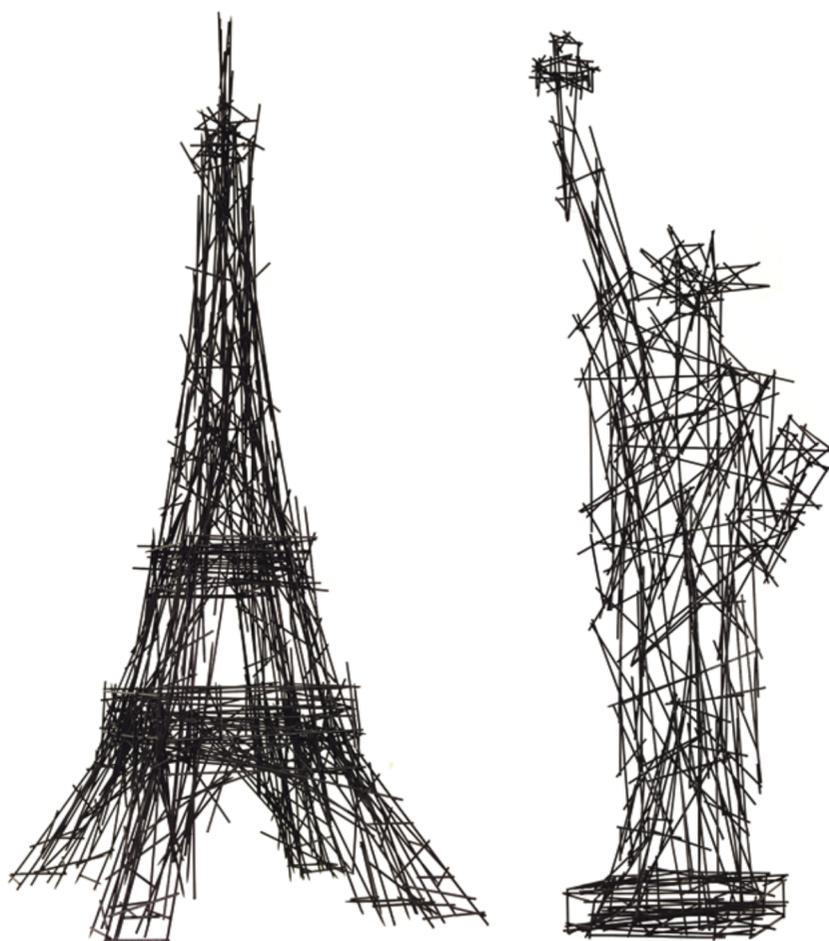
Also mache ich mich, und damit darf auch die Suchmaschine ihrem Namen alle Ehre machen, erneut auf die Suche und beginne zu hoffen, dass eine der unzähligen Preisvergleichsseiten meine Anfrage versteht und mir zielsicher zu meinem Glück verhilft. Anhand kleiner verpixelter Bilder wähle ich das Produkt meines Wohlwollens und kann auch gleich einen Haufen Testberichte dazu lesen. Die angeblich unabhängigen, von eifrigen bis peniblen Privatpersonen geschriebenen Erfahrungsberichte klingen eher wie die Deutsch-Schulauflage einer vierten Klasse zum Thema: »Werbetext für grüne Tafelkreide auf zwei DIN A 4 Seiten«, nur eben für Staubsauger, jedoch mit einer ähnlichen Subtilität und Informationsdichte. Nein, ich klicke nicht wie sonst üblich weiter, sondern lasse mich auf dieses Gestolpere ein, wodurch das Enttäuschungspotential in sicheren Bahnen weiter wächst. Was ich zu lesen bekomme, besteht durchweg zu einem Zehntel aus rohen und kryptischen technischen Daten, der Rest ist eine Ansammlung kopierter Werbeslogans und naiver Anwendungsbeispiele. »Der Sauger lässt sich dank des ergonomischen Handgriffs gut mit der Hand bedienen.«, oder »Das Teleskopsaugrohr mündet formschön in den abgewinkelten Saugstutzen.« So etwas und Schlimmeres muss ich lesen, wobei ich anfangs, mich zu amüsieren, freilich nicht ohne eine Träne im Knopfloch. Auch hier komme ich der Erfüllung meiner Begierden nicht näher und so versuche ich es schließlich auf

der Herstellerseite.

Erneut wird meine Medienkompetenz hart auf den Prüfstein gestellt, wobei ich mir wiederholt sagen muss, dass der hier göttergleich angepriesene Staubsauger weder die Erlösung aus der Knechtschaft tyrannischer und ungehobelter, ja stinkender alter Staubsauger bedeutet, und wohl auch ebenso wenig die Welt retten wird. Da verspricht mir ein Werbevideo über das schlanke Saugwunder die maximale Saugleistung aufgrund eines ultraschnellen Motors. Sofort bin ich enthusiastisch über eine maximale Saugleistung durch einen Motor der, so das Video: »Dreimal so schnell dreht wie der Motor eines Formel 1 Wagens«. WOW – ein Formel 1 Wagen! Dagegen ist auch Nachbars Porsche eine lahme Ente. Schon immer wollte ich einen Staubsauger mit einem so schnellen Motor haben. Was genau mir das außer maximaler Saugleistung noch für Vorteile verschafft, weiß ich noch nicht genau, aber irgendwie habe ich jetzt einen Vergleich. Ein Formel 1 Wagen: Das bedeutet Höchstleistung in allen Bereichen. Maximale Geschwindigkeit, maximaler Spritverbrauch, maximale Lebensgefähr...

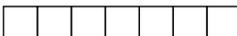
Eine mitunter auch frustrierende Assoziation, zugegebenermaßen, doch der Sinn steht mir ganz einfach nicht mehr nach weiteren Lobgesängen. Auch deshalb bin ich jetzt beim trotzigen Klick auf den KAUFEN-Button extrem erleichtert und gebe mich dem krausen Kribbeln aus wirrer Erwartung und unrythmisch pulsierender Vorfreude dankbar geschlagen. Vielleicht bekomme ich meinen neuen Staubsauger per Expressversand schon morgen. Dann kann ich ihn meinem Nachbarn zeigen und ihm endlich unter die Nase reiben: »Hier mein neuer Handstaubsauger, der dreht dreimal schneller als dein Porsche und dein Porsche sieht gegen einen Formel 1 Wagen echt alt aus!«

VON ROUVEN STEIN



## Was hat sich hier zusammen-gemalt?

Das Lösungswort ergibt sich aus den Anfangsilben der hier abgebildeten Bauten. Dass unser Illustrator bei einem nicht fertig wurde, ist ein Teil des Rätsels Lösung.



## Leser:

Dieter aus Mannheim:

Besonders amüsiert hat mich der Bericht vom Kuschelschwein in der letzten Ausgabe. Dass in den USA tatsächlich solche besonders weichen Schweine mit kuscheligem Fell gezüchtet werden, war mir vollkommen neu. Allerdings hätte auch gesagt werden sollen, dass es schon lange in diese Richtung zielende Aktivitäten gibt, nämlich für die Herstellung von leblosen Kuscheltieren. Für diese Stofftiere wird Wolle von Schafen und Kamelen verwendet, die ebenfalls sehr weich und zart gezüchtet wurde.

Hildrut aus Berben:

„O du lieber Augustin, Augustin, Augustin, O du lieber Augustin, alles ist hin“, war ein für meinen Geschmack zu makaberer Auftakt im letzten Panhorama. Im Mitverfolg dieser rührenden Geschichte wuchs in mir zwar durchaus Mitleid heran, aber als stolze Mutter eines Augustins bin ich natürlich auch selbst betroffen. Dass die Namensgebung solch traurige Auswirkung auf einen ganzen Lebensweg haben soll, finde ich gehörig übertrieben. Dennoch viele Grüße aus dem sonnigen Flachwald.

Impressum:

Alle Personen und Namen sind frei erfunden. Jede etwaige Übereinstimmung mit lebenden Personen ist rein zufällig. Alle Rechte vorbehalten. Lektorat: Daniel Creutz Korrektorat: ARTHamfler Druck: Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft mbH & Co. KG Auflage: 5.000 © Georg Brückmann, 2012

Dank an: Michelle Andrade Betancourt, Prof. Tina Bara, Sven Bergelt, Katja Blaszkiewitz, Renate Brückmann, Daniel Creutz, Jürgen Hamann, Tobias Hild, Milan Hoppe, Sören Hoppe, Tutschi Christoph König, Ole Rasmus König, Alia Litzbach, Natalie Mahdavi Azar, Ani Maisuradze, Martin Pommeranz, Ralph Schulz